Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Zum Vergnügen in müßigen Stunden

Erste Sammlung

Rostock und Leipzig: verlegts Johann Christian Koppe, 1775

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840

Band (Druck) Freier Zugang

148. p. Inh 196. p. Inh.

9. 9.

Ad-3366, <R>

IX. rec. XII. n. 16.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1726562840/phys_0002
DFG

Zum Vergnügen in müßigen Stunden.



Erste Sammlung.

Rostock und Leipzig,
verlegts Johann Christian Koppe.
1775.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0005
DFG

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK ROSTOCK

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

I.

Geschichte

des

Erasmus.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0007
DFG

I.

Geschichte

des

Staates.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0008
DFG

I.

Geschichte des Erasmus.

Mit Recht giebt man dem Erasmus die erste Stelle unter den neuern Philosophen. Vor ihm herrschte eine große Dürre in der Republik der Gelehrten. Man nährte den Geist nur mit ungereimten und lächerlichen Dingen, die man aus Büchern schöpfte, welche in einer barbarischen und unverständlichen Sprache geschrieben waren. Die Theologie, ob sie gleich die Wissenschaft war, womit man sich am meisten beschäfftigte, wurde auf eine sehr klägliche Art vorgetragen. Die Theologen waren nicht nur nicht im Stande, den Grundtext der Schrift und der griechischen Väter zu verstehen; sie kannten nicht ein-

mal die Buchstaben der griechischen Sprache. Ausdrücke, die voll Barbarismen waren, und von der gemeinen Landessprache so viel an sich hatten, als von der lateinischen Sprache, bildeten die Sprache, die man redete, und die Sachen, die man abhandelte, stimmten vollkommen mit dieser lächerlichen Art, sich auszudrücken, überein. Kann Gott den Menschen befehlen, eine böse Handlung zu begehen? Kann er machen, daß das, was geschehen ist, nicht geschehen sey? Kann er das Unmögliche machen? Ist es in seiner Macht, eine Zwiebel oder ein Kürbis zu seyn? u. dgl. dieses waren die Gegenstände ihrer gelehrten Streitigkeiten. Es war daher auch das beste, was man thun konnte, wenn man diese schönen Sachen studiret hatte, daß man das geschwinde vergaß, was man durch viele Züchtigungen zu lernen war gezwungen worden. Alle in Unwissenheit versunkene Nationen lebten, wie Barbaren. Italien allein schätzte noch die Wissenschaften. Einige Gelehrte Griechenlands, die sich dahin begeben hatten, waren die Ursachen dieser Neigung. Die Schule zu Deventer war die erste, welche, durch die Bemühungen des berühmten Rudolph Agrikola und seines Schülers, Alexander Hegius, das Joch der Barbarey abwarf. Aber Erasmus bildete, bey größern Aussichten und einer ausgebreitetern Erkenntniß, eine gänzliche Revolution, und veränderte völlig die Lage der Geister. Er erhielt dafür den Lohn, der ihm am meisten schmeicheln konnte; dieses waren Ehrenbezeigungen und ruhmvolle Vorzüge; und obgleich sein Le-

ben

ben nicht frey von den Widerwärtigkeiten war, die der Neid oft dem Verdienst erweckt, so genoß er doch in der gelehrten Welt der höchsten Achtung.

Dieser glückliche Sterbliche war der natürliche Sohn der Tochter eines Arztes, die Margaretha Zerenbegen hieß, und Gerhards Helie, der aus einem guten Hause in Tergou war. Dieser Gerhard war der neunte Sohn unter zehen männlichen Kindern, die sein Vater gehabt hatte. Er wurde, bey einer guten Erziehung, sehr geschickt in den schönen Wissenschaften. Er hatte einen muntern und zum Scherz geneigten Geist, den er auf seinen Sohn fortgepflanzt hat. Seine Aeltern bestimmten ihn zum geistlichen Stande. Da er aber Margarethen sehr liebte und da sie sich auch beyde die Ehe versprochen hatten, so widersetzte er sich ihrem Willen, und sie auf ihrer Seite setzten der Vollziehung dieser Ehe beständig Hindernisse entgegen.

Gerhard wurde dieser Verfolgungen müde, entschloß sich, seine Aeltern und sein Vaterland zu verlassen, und schrieb an einen seiner Brüder, daß sie ihn niemals wieder sehen würden. Er ließ bey seiner Abreise seine Geliebte schwanger zurück. Diese reisete, um ihren Zustand und die Folgen desselben zu verbergen, nach Rotterdam, wo sie nicht bekannt war, und wollte da ihre Niederkunft abwarten. Und hier wurde sie von dem großen Erasmus entbunden, in der Nacht vom 27 bis 28sten October, im Jahr 1465, nach einigen Autoren, und 1467, wenn man der Nachricht anderer glaubt. Kaum hatte sie ihr Wo-

chenbette verlassen, so kam sie wieder nach Tergou mit ihrem Kinde zurück. In der Verlegenheit, worinnen sie sich befand, glaubte sie der Mutter ihres Liebhabers von ihren Umständen Nachricht geben zu müssen. Diese wurde dadurch so gerührt, daß sie die Erziehung des jungen Erasmus über sich nahm.

Während dieser Begebenheiten erfuhren die Brüder Gerhards, daß er in Rom sey, und schrieben ihm, daß seine Geliebte todt wäre. Gerhard glaubte es, und wurde vom lebhaftesten Schmerz durchdrungen. Eine Folge dieses großen Kummers war der Entschluß, die Welt zu verlassen und ein Geistlicher zu werden. Er wurde zum Priester ordiniret; und da er glaubte, daß er seinen Aeltern in diesem Stande angenehm seyn würde, da sie ihn darinnen zu sehen immer gewünscht hatten, so kehrte er in sein Vaterland zurück. Bey seiner Ankunft in Tergou wurde er außerordentlich bestürzt, als er seine Geliebte, die er für todt gehalten hatte, daselbst fand. Der Anblick eines ihm so theuren Gegenstandes, den sein Herz noch nicht vergessen hatte, überhäufte ihn mit Freude. Er überließ sich derselben mit Entzückung; aber er brach auf keine Art das Gelübde, das er abgelegt hatte. Er führte mit ihr das ordentlichste Leben; und seine zärtliche Freundschaft gegen seine Geliebte wandte sich gänzlich auf die Frucht seiner Liebe. Die Erziehung seines Sohnes wurde der einige Gegenstand seiner Sorgen, die Margaretha mit ihm theilte, so, wie er der Gegenstand ihres Vergnügens war. Beyde brachten ihre übrigen Tage in beständ-

beständigen Beschäfftigungen mit diesem ihren theuren Kinde zu. Man nannte ihn anfänglich Gerhard, wie seinen Vater; und wie dieser Name im Holländischen einige Gleichheit mit dem lateinischen Wort desiderare hat, so nannte sich der junge Erasmus selbst Desiderius, das ist Dietrich (Didier), und wählte den Zunamen Erasmus, der im Griechischen eben so viel, als Desiderius bedeutet.

Da er fünf Jahr alt war, schickte man ihn in eine kleine Schule, die Peter Winkel, der hernach einer seiner Vormünder wurde, in Tergou hielt. Er lernte anfänglich so wenig, daß man ihm gar keinen Verstand zutrauete. Man betrog sich ohne Zweifel; aber dieser Verstand war noch nicht entwickelt. Dieß schreckte seine Aeltern nicht ab. Nachdem sie ihn einige Zeit in dieser Schule gelassen hatten, so brachte ihn seine Mutter selbst auf das Collegium zu Deventer in den Niederlanden, welches damals sehr berühmt war. Dieses Collegium wurde von Geistlichen verwaltet, welche, ohne Gelübde zu thun, in Gesellschaft mit einander lebten. Unter diesen Geistlichen hatte sich einer, Namens Johann Sinthein, durch einige Schriften über die Grammatik in Deutschland einen großen Ruhm erworben. Er war einer der ersten Lehrer des Erasmus, und mit seinen ersten Bemühungen in den Wissenschaften so zufrieden, daß er von der Zeit an schon sahe, was er einst seyn würde. Fahret fort, sagte er zu ihm; ihr werdet einmal der gelehrteste Mann eurer Zeit seyn. Der gelehrte Rudolph Agrikola urtheilte eben so von ihm. Da er

in das Collegium gekommen war, warf er die Augen auf die Ausarbeitungen der Schüler. Des Erasmus Ausarbeitung, welches, wie man glaubt, eine Umschreibung war, und seine Physiognomie gefiel ihm so sehr, daß er ihm vorher sagte, er würde, wenn er so fortführe, dereinst ein großer Mann seyn.

An diesem Ort war es, wo unser Schüler die lateinische Sprache, die ersten Anfangsgründe der griechischen Sprache, die Logik, Metaphysik und Moral lernte. In einem Alter von eilf Jahren wußte er den Horaz und Terenz auswendig. Er liebte diesen letztern vorzüglich, weil er aus demselben den Styl am besten bilden zu lernen glaubte.

Die Liebe, die Erasmus zum Studieren hatte, und seine besondere Sorgfalt, seine Pflichten zu erfüllen, hatten ihm eben so sehr die Freundschaft, als die Achtung seiner Lehrer erworben. Da indessen einer unter ihnen versuchen wollte, was die Bestrafung bey ihm wirken würde, so bediente er sich eines falschen Vorwandes, um Gelegenheit zu haben, ihn zu züchtigen. Erasmus war sehr empfindlich bey dieser unbilligen Begegnung. Da er sich keinen Vorwurf zu machen hatte, so brachte ihn dieses dergestalt auf, daß er die Liebe zum Studieren verlor, und in eine so große Schwermuth fiel, daß er zu sterben glaubte. Der Lehrer, der den Fehler einsahe, den er begangen hatte, ward darüber untröstlich, und vergaß nichts, ihn zu ersetzen.

Während dieser Zeit wurde die Stadt Deventer von der Pest überfallen, und die Mutter des Erasmus wurde ihm dadurch entrissen. Sein Vater ließ,

um

um seinen Sohn zu retten, ihn nach Tergou kommen; er war aber über Margarethens Tod so betrübt, daß er vor Kummer darüber einige Zeit hernach starb. Er machte sterbend drey seiner besten Freunde zu Vormündern des Erasmus und eines andern Kindes, das er vor ihm gehabt hatte. Obgleich sein Vermögen nicht ansehnlich war, so fand man doch nach seinem Tode, daß das, was er hinterlassen hatte, zureichend war, seinen Kindern einen Stand nach ihrer Neigung zu verschaffen. Die Vormünder aber entsprachen schlecht dem Vertrauen ihres Freundes, und dachten nur darauf, wie sie sich von der Sorge für ihre Pupillen losmachen möchten. In dieser Absicht wendeten sie alles an, um sie zur Annehmung des Mönchsstandes zu zwingen. Erasmus litte Verfolgungen von allen Arten, die ihn endlich bewegten, sich zu unterwerfen. Vergeblich stellte er einem seiner Vormünder, Winkel, vor, daß sein Bruder und er noch zu jung wären, um den Stand anzunehmen, den man ihnen vorschlüge; daß sie weder die Welt, noch die Klöster, genug kenneten, um zu wissen, ob sie in die erste, oder in die andern gehen sollten; und daß es vernünftiger wäre, daß sie noch einige Jahre warteten, damit sie im Stande wären, sich mit mehrerer Kenntniß der Umstände in einer Sache, davon ihr Glück und ihre Seligkeit abhiengen, zu entschließen. Diese Rede war zu weise, als daß sie einem von Leidenschaften eingenommenen Mann hätte gefallen können. Winkel beantwortete sie daher auch nicht, sondern gerieth in Wuth, und überhäufte den Erasmus mit

Schimpfworten. Mit dem Zorn verband er noch Drohungen; unser junger Pupille, der ernsthafte Betrachtungen über die Folgen dieser Entrüstung anstellte, glaubte daher, daß er wider seinen Willen in das Noviziat zu Stein treten müsse; dies that er 1486.

Zum Glück fand er in dem Kloster, worein er sich begab, Wilhelm Hermann, von Tergou, der viel Neigung zu den schönen Wissenschaften hatte, und sehr viel zu seinem Trost beytrug. Seine Liebe zum Studieren half ihm auch sehr, seinen Kummer zu stillen. Er überließ sich ihr gänzlich mit seinem Freund gemeinschaftlich; und in dieser für ihn so angenehmen Beschäfftigung schien er den Ekel, den er vor dem Kloster hatte, zu vergessen. Er zerstreuete sich durch Uebung in den schönen Künsten. Er malte sogar ziemlich gut, und es ist noch ein Gemälde übrig, das ein Crucifix vorstellt, unter welchem man die Worte lieset: Verachte dieses Gemälde nicht; es ist vom Erasmus gemalet, da er ein Mönch im Kloster Stein war.

Man sagt auch, daß unser Philosoph mit diesen Ergötzungen nicht zufrieden war, sondern seine müßigen Stunden auch durch den Umgang mit Frauenzimmern angenehm gemacht habe. Dieser Vorwurf hat einigen Grund. Erasmus leugnet es nicht, daß er gegen die Reizungen der Liebe empfindlich gewesen; aber er versichert auch, daß er niemals ein Sclave der Venus gewesen sey, und daß er sein Temperament zu mäßigen gewußt, ob er es gleich nicht immer unterdrückt habe.

In

In diesem Kloster schrieb er unter dem Namen Dietrich von Harlem sein erstes Werk von der Verachtung der Welt. Er war damals zwanzig Jahr alt. Fast zu gleicher Zeit gab er eine Rede vom Glück des Friedens wider die Aufrührer heraus. Er hielt hierauf eine Leichenrede auf eine Dame in Tergou, gegen welche er Verbindlichkeit hatte. Und diese, obgleich frühzeitigen Schriften, erweckten von ihm schon die größten Hoffnungen.

Durch diese Arbeiten wurde Erasmus aber doch nicht so beschäfftiget, daß er nicht oft den Widerwillen gefühlt hätte, den er gegen das Klosterleben hatte. Dieser Stand schickte sich weder für seinen Geist, der ein Feind der Ceremonien, und ein Freund der Freyheit war, noch für seine schwache Gesundheit. Er dachte also ernsthaft auf Mittel, ihn zu verlassen, als Heinrich von Berges, Bischof von Cambray, der von ihm mit Lob hatte reden hören, ihn nach Rom mit zu nehmen wünschte, wohin er reisen mußte. Er schrieb deswegen an den General des Ordens, und an den Prior zu Stein, und bat um die Erlaubniß, daß Erasmus sein Kloster verlassen, und zu ihm in seinen Pallast kommen könnte; und er erhielt sie. Unser Philosoph reisete also nach Cambray, und trennete sich mit Kummer von seinem lieben Freund Wilhelm Herman, dem seine Abreise sehr schmerzhaft war.

Der Erzbischof von Cambray that die Reise nicht, die er sich vorgesetzt hatte; aber er behielt dem ungeachtet den Erasmus bey sich. Unser Philosoph

würde bey ihm ein sehr angenehmes Leben geführt haben, wenn es weniger mühsam und abwechselnder gewesen wäre.

Diese Einsamkeit und Einförmigkeit missielen ihm. Um derselben ein Ende zu machen, gab er dem Bischof zu verstehen, daß es besser für ihn wäre, wenn er, vor der Reise nach Rom, nach Paris gienge, damit er sich in den Wissenschaften und in der Theologie insonderheit vollkommener machte, indem diese Hauptstadt damals in dem größten Ansehen war. Heinrich von Berges ließ sich diesen Vorschlag gefallen, und versprach ihm eine Pension, die er nicht bezahlte.

Auf dieses Versprechen kam Erasmus 1496 nach Paris. Er stieg im Collegio von Montägü ab, wo man ihm einen freyen Unterhalt ausgemacht hatte. Er wohnte und speisete da so schlecht, daß sein Temperament dadurch auf sein ganzes Leben verderbt wurde. Es fehlte ihm oft an dem Nothwendigen, da er keine Einkünfte und keinen Wohlthäter hatte. In einer so betrübten Lage entschloß er sich, seine Kenntnisse zu nützen. Er gab Unterricht in der Litteratur auf seiner Kammer; und sein Vortrag fand so viel Beyfall, daß er mit Schülern überhäuft wurde. Erasmus wünschte nicht, sich zu bereichern; er wollte nur so viel erwerben, daß er leben könnte. Er kannte den Werth der Zeit zu gut, als daß er sie verkaufen sollte, wenn er es entübriget seyn konnte. Er wollte seiner selbst genießen und einige Stunden des Tages zu seinen eigenen Studien behalten.

Ein

Ein so beschwerliches Leben führte er in dem Collegio von Montägü, als ein englischer Edelmann, der Graf von Monjoye dadurch, daß ein so verdienstvoller Mann in einen so traurigen Zustand versetzt war, gerührt wurde, und nichts vergaß, ihn zu dem Entschluß, bey ihm seine Wohnung zu nehmen, zu bewegen. Seine Höflichkeit und die edle Art, etwas anzubieten, die wohl erzogenen Personen von Stande eigen ist, gewannen ihn. Er verließ das Collegium, und gieng zum Grafen, wo man ihn mit vieler Pracht und Ehre aufnahm und begegnete. Der Herr von Monjoye suchte seinen Geschmack und seinen Bedürfnissen zuvor zu kommen, und Erasmus vergaß auf seiner Seite nichts, ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen. Er that so gar mehr, als er konnte. Denn seine Gesundheit war gänzlich in Unordnung gebracht, und er ward gezwungen, Paris zu verlassen, um nach Cambray zurück zu kehren. Er hoffte, daß die Veränderung der Luft ihn wieder herstellen würde; da dieses Mittel aber nicht wirksam gewesen war, so lud ihn M. Jakob Baltus, einer seiner Freunde, ein, zu ihm nach Berges zu kommen. Er folgte dieser Einladung und erhielt seine Gesundheit wieder. Mit diesem Vortheil vereinigte sich ein anderer; dieß war die Bekanntschaft der Marquise von Weere, einer Tochter Wolfart von Berselle, Marschalls von Frankreich, und Charlotten von Bourbon von Montpensier; welche seine Wohlthäterinn ward. Die Geschenke, die ihm diese Marquise in Ansehung seiner Verdienste machte, setzten ihn in den Stand, eine

Reise

Reise zu thun, und er hatte den Vorsatz, nach Holland zu reisen. Da ihn aber der Graf von Monjoye, der seiner nicht vergessen hatte, nach England überzugehen beredete, so reisete er von Anvers, wo er damals war, ab, um sich nach Oxfort und von da nach London zu begeben. Er hielt sich daselbst eine kurze Zeit auf, ob er gleich mit den Kenntnissen, die er da erlangt hatte, sehr zufrieden zu seyn schien. Er kam nach einem Jahre wieder nach Paris zurück; dieß geschahe 1498. Er fand da eben die Unbequemlichkeiten, die ihn gezwungen hatten, es zu verlassen. Er fiel sogar in eine gefährliche Krankheit. Da er wieder gesund geworden war, stellte er Betrachtungen über die Schwäche seines Temperaments an; und diese Betrachtungen, wie es gemeiniglich nach einer großen Krankheit zu geschehen pflegt, erregten in ihm einen Widerwillen gegen das Studieren. Dieß sagt er uns in einem seiner Briefe, der an seinen Freund Arnoldus gerichtet ist: „Ich versichere dich, sagt er, daß „die Welt mir verhaßt ist, und daß ich meinen Hof„nungen entsage. "

Die Gelehrten sind den Seeleuten gleich, welche im Sturm schwören, sich nicht mehr aufs Meer zu wagen, und die bey gutem Wetter bald wieder ihr Schiff betreten. Erasmus hatte kaum seine Kräfte wieder erhalten, als er seinen Entschluß vergaß. Er dachte auf die Erlernung der griechischen Sprache. Er studirte hierauf die scholastische Theologie, und er hat mit vieler Lebhaftigkeit die Marquise von Weere,

re, ihm Mittel zur Reise nach Italien zu verschaffen, wo er sich den Doctorhut wollte aufsetzen lassen.

Die Art, wie Erasmus bey dieser Gelegenheit von seinem Elend redet, ist sehr sonderbar. Das Wort Elend sollte nie aus dem Munde eines Gelehrten kommen. Einen Grad mit diesem Preise erkaufen, das hieß ihn zu theuer bezahlen. Eine schöne Seele kann wohl demüthig und bescheiden seyn; aber sie bittet niemals kriechend. Erasmus bettelte in der That zu viel; und diese Schwachheit würde ein Flecken in seinem Leben seyn, wenn der Glanz seines Verdienstes ihn nicht unsichtbar machte.

Bis an das dreyßigste Jahr seines Alters wandte unser Philosoph seine Zeit nur dazu an, daß er häufige Reisen nach Londen, Holland und Paris that, sich Bekanntschaften machte, und kleine Gedichte schrieb. Da er aber von der Marquise von Weere das nicht erhalten hatte, was er zu seiner Reise nach Italien zu haben wünschte, so entschloß er sich, durch Ehrenerweisungen sich Wohlthäter zu verschaffen. Er übersetzte verschiedene Abhandlungen des Lucian, Plutarch, Libanius, Isokrates, Xenophon u. s. w. die er Fürsten und Herren zueignete, deren Gnade er dadurch erlangte. Diese Uebersetzungen machten ihm viel Ehre, und brachten in Europa den Geschmack an der griechischen Litteratur, welches seinem Andenken unendlich rühmlich ist.

Indessen vergaß unser Philosoph die Reise nach Italien nicht. Diese lag ihm sehr am Herzen. Sobald

bald als er sich also im Stande sahe, sie zu unternehmen, machte er sich auf den Weg. Bis zu dieser Zeit hatte er immer sein Ordenskleid getragen, oder wenigstens ein weißes Skapular, das anstatt desselben diente; da aber eben dieses Skapular, welches unter dem Volk zu Boulogne, wodurch er reisete, verhaßt war, ihm beynahe das Leben gekostet hätte, so erhielt er vom Papst Julius dem Zweyten die Erlaubniß, es nicht tragen zu dürfen. Bey dieser Gelegenheit schrieb er eine Rede in zween Theilen, über das Mönchsleben, in welcher er den Vortheil und Nachtheil desselben untersuchte. Er begab sich hernach nach Venedig, wo er viele Werke, und unter andern seine Adagia drucken ließ.

Wir wollen ihn nicht auf alle Reisen begleiten, die er von Venedeg nach Rom, von Rom nach London u. s. w. that, und die uns nichts wichtiges darbieten. Es sey mir nur erlaubt, zu bemerken, daß dieser berühmte Gelehrte sich zu sehr durch die Hitze seiner Einbildungskraft hinreißen ließ. Er stellte sich die Vortheile, die man ihm versprach, zu lebhaft vor, und bekümmerte sich nicht genug um die Kenntniß des Herzens der Großen, um zu wissen, daß man auf ihre großen Versprechungen kein Vertrauen setzen könne. Darum war sein Leben nur eine Folge von beständigem Reisen bis 1521, da er Basel zu seinem Aufenthalt erwählte.

Seine Gönner und Freunde wollten ihm endlich einen gewissen Stand verschaffen. Man schlug ihm einen

einen Lehrstuhl auf der Universität zu Louvain vor, den er nicht annahm. Auf die Bitte des Grafen von Monjoye, gab ihm der Kardinal von York, ein Canonicat, das er nicht besaß. Der Kanzler Sauvage, der ihm in den Niederlanden einen gewissen Sitz geben wollte, verschaffte ihm ein Canonicat in Courtrai, welches er nicht lange behielt, da er es für eine Pension, die ihm nicht bezahlt wurde, abtrat. Endlich wollte der König von Spanien, auf die Empfehlung eben dieses Kanzlers, ihm ein ansehnliches Bischofthum in Sicilien verschaffen, das er nicht erhielt. Alles, was er haben konnte, war der Titel eines königlichen Raths, ohne Amt und ohne Einkünfte.

Diese mislungenen Versorgungen öffneten ihm endlich die Augen, und er sahe ein, daß das Verdienst ein schwacher Vortheil wäre, und daß man, um glücklich zu seyn, mehr Stärke und Ansehen, als Talente und Tugenden haben müsse. Des Umgangs der Menschen fast ganz überdrüßig, schlug er sehr vortheilhafte Anerbietungen des Bischofs von Bayeux aus, der ihn dadurch bewegen wollte, zu ihm zu kommen, und widerstand dem Anhalten Franz des Ersten, der ihn dem berühmten Buddäus vorzog, und ihm eine Professorstelle in dem königlichen Collegium, das er gestiftet hatte, geben wollte. Erasmus wußte, daß man den Königen nicht immer gehorchet, und daß die Feinde, die man hat, einen unterdrücken können, ehe sie die geringste Nachricht von den Drangsalen, die man leidet, erfahren. Dem ungeachtet wünschte

Ernst von Bayern, ihn nach Ingolstadt zu bringen; aber Erasmus dankte ihm.

Nicht nur die Schriften, von denen ich geredet habe, waren es, die ihm den glänzenden Ruhm, dessen er genoß, verschafft hatten; sondern auch sein Lob der Narrheit, seine Abhandlung vom Studiren (de studio bonarum litterarum), sein Unterricht eines christlichen Prinzen, und sein Handbuch des Christen. Er verfertigte sein Lob der Narrheit in London, bey seiner Zurückkunft aus Italien. Er wohnte bey dem Kanzler in England, Thomas Morus. Da er gezwungen war, wegen heftiger Nierenschmerzen, die von den Beschwerden der Reise entstanden, das Zimmer zu hüten, so wurden seine theologischen Arbeiten unterbrochen. Damit er nun seine müßigen Stunden auf eine angenehme Art hinbrächte, und sich das Gefühl seines Uebels erleichterte, so hatte er den Einfall, die Thorheiten und die Verblendungen, welchen fast alle Menschen ausgesetzt sind, zu bessern, indem er der Narrheit eine Lobrede auf ihre Leidenschaften und Irrthümer in den Mund gab. Die Thorheit redet in dieser sinnreichen Schrift, und lobt sich selbst. Die Narren sind ihre Günstlinge und tadelt nur die Weisen. Und bey dieser sehr geistvollen Idee, sagt er auf die angenehmste Art die stärksten Wahrheiten. Obgleich alles in diesem Werk von der lebhaften und muntern Einbildungskraft des Verfassers zeuget, so brauchte Erasmus doch nur sieben Tage zur Verfertigung desselben. Er schrieb es dem Kanzler Thomas Morus zu, aus Erkenntlichkeit

keit für die Wohlthaten, dieser von ihm erhielt; und unter dem Schutz desselben gab er es heraus.

Wenn die Bücher die Menschen veränderten, so würde dieses viel zum Fortgang der Vernunft beygetragen haben. Aber die Theorie ist nur in sofern nützlich, als man sie in Ausübung verwandelt; und deswegen müßten, wie Plato sagt, entweder die Philosophen regieren, oder diejenigen, welche regieren, Philosophen seyn. Es hieng also nicht vom Erasmus ab, daß das Lob der Narrheit nicht die Früchte, die er sich davon versprechen mußte, hervorbrachte. Dieses Buch verschaffte ihm hingegen gefährliche Feinde, an welche er gar nicht gedacht hatte; diese waren die Unwissenden, die Scheinheiligen und die Mönche, die es ihn oft bereuen ließen, daß er diesen leichten Unterricht gewagt hatte. Dieß gab unser Philosoph in einer Schrift, die an alle Liebhaber der Wahrheit gerichtet war, zu erkennen.

Seine Abhandlung vom Studiren der Wissenschaften brachte ihm nichts, als Vergnügen, weil er in diesem Werk den Leidenschaften keinen Abbruch that. Es ist ein Buch, welches blos Lehren zur Erlernung der griechischen und lateinischen Litteratur enthält. Erasmus will, daß man das Studium der griechischen Autoren mit dem Lucian anfange und hernach den Demosthenes und Herodot lese; und in Ansehung der Dichter den Aristophanes, Homer und Euripides. Was das Lateinische betrifft, so ist Terenz der erste Autor, den man lesen muß, und hernach

nach Plautus, Virgil, Horaz, Cicero, Cäsar und Sallustius. Unser Schriftsteller empfiehlt auch den Laurentius Valla, Donatus und Diomedus.

Seine Abhandlung von der Erziehung eines Christlichen Prinzen ward auch so geschätzt, daß man daraus einen Auszug bekannt machte, unter dem Titel: Goldenes Codicill, oder kleine Sammlung, aus dem Unterricht des christlichen Prinzen gezogen.

Die Feinde Erasmus gaben diesen Schriften viel Beyfall *), aber sie vergaßen nicht das Lob der Narrheit, wider welches sie schon aufgebracht waren. Ohne Zweifel sich zu rächen, griffen sie die Uebersetzung an, die unser Philosoph vom neuen Testament gemacht hatte, und seine Auslegung desselben. Dieser Angriff artete in sehr lebhafte und lange dauernde Streitigkeiten aus. Erasmus mußte sich wider Schriften vertheidigen, die um so viel gefährlicher sind, da sie immer zu nachtheiligen Gedanken von der Reli-

*) Ich nehme den Julius Scaliger aus, der dem Erasmus mit allen Arten von Schimpfworten belegt hat, weil dieser Philosoph es getadelt, daß man so außerordentlich für den Cicero eingenommen sey, und weil er zugleich einige Flecken in den Schriften dieses Fürsten der Beredsamkeit bemerket hatte. Scaliger, welcher glaubte, daß ohne die Schriften des Cicero die lateinische Sprache zu Grunde gehen müsse, schrye Todschlag und Vatermord! Bayle hat im Artikel Erasmus von diesem Streit sehr angenehm geredet.

Religion derer, die darinnen angegriffen werden, Gelegenheit geben. Da er der beständigen Verfolgungen und seiner Vertheidigung müde war, so faßte er den Entschluß, sich nach Costnitz zu begeben, wo er sehr gewünscht wurde. Er wurde daselbst mit vorzüglicher Achtung aufgenommen. Der Magistrat machte ihm ein Geschenk von Seiten der Stadt. Die ansehnlichsten Personen beschenkten ihn auch. Die Musici brachten ihm eine Serenade, nach dem eingeführten Gebrauch, Fremden vom höchsten Range dadurch eine Ehre zu erweisen. Ungeachtet dieser guten Aufnahme ward Erasmus doch des Aufenthalts zu Costnitz überdrüßig, und verließ diese Stadt, um nach Basel zu gehen.

Zu dieser Zeit lebte Luther. Seine Lehre fieng an, Anhänger zu bekommen. Einer der Freunde Erasmus, der zu ihnen getreten war, wollte ihn auch dazu bereden. Aber, unser Philosoph weigerte sich nicht nur, von Luthern reden zu hören, sondern er überwarf sich auch mit seinem Freund. Dem ungeachtet bedienten sich seine Feinde dieser Gelegenheit, ihm am römischen Hofe zu schaden. Sie beschuldigten ihn eines Verständnisses mit Luthern. Ein Carmeliter predigte sogar wider ihn, und redete ihn in einer seiner Predigten an, wobey er gegenwärtig war. Dieser Philosoph mußte alle seine Kräfte anwenden, sich von dieser Beschuldigung frey zu machen.

Kaum war er aus dieser Unruhe heraus, so machte er sich freywillig eine neue, da er seine Gespräche

herausgab. In diesem Werk redet er in wenig anständigen Ausdrücken von den Kleidern der Mönche, von den Gelübden, die man den Heiligen thut, von den Pilgrimschaften, von der Beichte, von den Verordnungen der Kirche, von dem Vorzug der Ehe vor dem ehelosen Stande, von dem Gebete für die Todten. Alles dieses veranlaßte den lebhaftesten Tadel der Gespräche von Seiten der Theologen. Dieser war dem Erasmus anfänglich sehr unangenehm; aber er tröstete sich mit der Ehre, die er von andern erhielt.

Er empfieng täglich Beweise der Achtung von gekrönten Häuptern, die ihn mit Geschenken überhäuften. Da der Lutheraner wegen eine Revolution in Basel entstanden war, so reisete Erasmus, um keinen Antheil daran nehmen zu dürfen, heimlich weg, und begab sich nach Freyburg. Kaum näherte er sich den Thoren der Stadt, als der Magistrat, der Adel und die Universität ihm entgegen kamen, ihm die schmeichelhaftesten Complimente machten, und ihn die Stütze und den Beschützer der Wissenschaften nannten. Der Magistrat beschenkte ihn mit einem vergoldeten Becher, der mit vieler Kunst gearbeitet war. Das Collegium gab ihm einen goldfarbenen Gürtel, der dem Becher nichts nachgab. Man hielt ihn frey während seines Aufenthalts. Und als er diese Stadt verließ, so begleiteten ihn einige Edelleute bis an die Thore von Basel. Man erzeigte gewiß dem Erasmus viel Ehre: aber die Achtung, die man bey dieser Gelegenheit dem Verdienst bewies, ist den Einwohnern in Freyburg nicht weniger rühmlich.

Unser

Unser Philosoph wandte den Ueberrest seines Lebens dazu an, daß er Schriften über die Religion verfertigte, unter welchen man insonderheit seine Abhandlung von der Einsetzung der Ehe, und von der christlichen Wittwe rühmt. Er beschäfftigte sich auch mit Uebersetzungen und Erklärungen der meisten Kirchenväter, als des Johann Chrysostomus, Ambrosius u. a. m. Er brachte also seine Tage ziemlich ruhig zu. Da indessen der Papst Clemens der Siebente gestorben war, so fand es Erasmus für gut, an Paul den Zweyten, seinen Nachfolger, zu schreiben, um den üblen Reden seiner Feinde von ihm zuvor zu kommen. Der Papst ertheilte ihm eine sehr gnädige Antwort, ernannte ihn zum Probst von Deventer, und dachte darauf, ihm noch andere geistliche Aemter zu geben, um ihn in den Stand zu setzen, der Cardinalswürde, wozu er ihn erheben wollte, gemäß leben zu können. Es war ohne Zweifel nichts vortheilhafter; aber Erasmus war mit Schwachheiten überhäuft, und dachte nur an den Tod. Er war in der That von 1535 bis 1536 den stärksten Schmerzen ausgesetzt. Er merkte wohl, daß sein Ende nahe sey, und er kündigte es einem seiner Freunde an. Da er endlich durch seine Uebel entkräftet war, nahm ihn eine Ruhr hinweg. Er starb zu Basel in der Nacht vom 11ten bis auf den zwölften Julius des Jahrs 1536, ungefähr 71 Jahr alt. Er bewies vor seinem Tode eine vollkommene Unterwerfung unter den Willen Gottes, und eine wahrhaftig christliche Geduld.

Sein Tod ward eine öffentliche Trauer. Alle Einwohner in Basel liefen hinzu, damit sie noch zum letzten male den Körper eines so berühmten Mannes sehen möchten. Er wurde mit einer Pracht begraben, die der Achtung, die man gegen ihn hatte, gemäß war. Die höchste obrigkeitliche Person, die vornehmsten Rathsherren, alle Professoren waren bey seinem Leichenbegängniß. Die Studenten selbst trugen ihn zum Grabe. Er ward in dem Chor der Cathedralkirche begraben.

Sein Andenken zu ehren entschloß man sich, ihm eine eherne Statüe zu errichten. Man trug diese Arbeit dem berühmten Bildhauer Heinrich von Knifer auf. Und sobald das Werk fertig war, stellte man es auf dem Markt zu Rotterdam, auf ein mit Inschriften geziertes Piedestal, wo es noch jetzt ist. Man verordnete auch in dieser Stadt Rotterdam, in welcher er gebohren war, daß das Collegium, wo man die lateinische Sprache lehrte, den Namen des Erasmus führen, und ihm durch eine Ueberschrift über die Thüre geweihet seyn sollte.

Erasmus war klein; er hatte eine weiße Haut, blaue Augen, ein angenehmes Ansehen, eine sanfte Stimme, und eine schöne Aussprache. Er war immer sehr anständig und reinlich gekleidet. Was seinen Charakter betrifft, so war viel Empfindsamkeit die Grundlage davon. Er war großmüthig, liebreich, sanftmüthig, höflich und beständig in seiner Freundschaft. Man kann ihm den Vorwurf machen, daß er

den

den Scherz ein wenig zu sehr geliebt habe, ob er gleich sehr angenehm scherzte.

Niemand hat so viel geschrieben, als dieser Philosoph. Der Herr von Burigny, der sein Leben geschrieben hat, macht ein Verzeichniß von seinen Werken, worüber man der Weitläuftigkeit wegen erstaunen muß. Es ist ohne Zweifel erstaunend, daß ein Mann, der niemals eine gewisse Wohnung gehabt hat, so viel gearbeitet hat. Seine Einbildungskraft mußte so lebhaft, als sein Gedächtniß glücklich seyn. Man sieht das Feuer dieser Einbildungskraft fast in allen seinen Schriften. Sein Styl ist lebhaft und ungezwungen, und seine Gedanken fein und sinnreich. Ob er gleich, was die Sachen betrifft, nicht immer die Schranken der Weisheit beobachtet hat, so hat er dennoch sehr gründliche Unterweisungen gegeben. Er hatte einen großen Verstand, viel Gelehrsamkeit, und war ein vollkommener Kenner des menschlichen Herzens. Diese Kenntniß glänzt insonderheit in seinem Lobe der Narrheit. Es ist ein originales Werk, das sich noch jetzt in allen seinem Glanz erhält. Seine andern Schriften haben den Schriftstellern, die mit ihm gleiche Materien abgehandelt haben, zur Grundlage gedienet, und diese haben ihn in Ansehung seiner andern Ideen, unendlich übertroffen. Man kann also sagen, daß das Lob der Narrheit, das einzige metaphysische Werk, welches wir vollständig von ihm haben; und dieses Werk ist die Ursache, daß des Erasmus in der Geschichte der Metaphysiker gedacht wird.

Zustand des menschlichen Geschlechts, nach des Erasmus Beschreibung.

Es giebt so wenig Menschen, die dem reinen Licht der Vernunft folgen, daß man das menschliche Geschlecht, als einem beständigen Unsinn ausgesetzt, betrachten muß. Das erste Alter des Menschen ist ohne Zweifel das fröhlichste und angenehmste. Aber, was ist dieses Alter? Es ist das Alter der Schwachheit und Thorheit. Ein Nichts rührt es; und ist um so viel liebenswürdiger, je mehr es von Vernunft entblößt ist; denn ein kluges Kind hat nicht mehr die Fröhlichkeit und Lustigkeit, welche so reizend ist: sein Feuer und seine Lebhaftigkeit verschwinden augenscheinlich. Um sie zu erhalten, verlängert man dieses Alter der Kindheit, so lange als es möglich ist; und es giebt wenig Personen, welche es der Weisheit aufopfern wollten, weil die ernsthaften Beschäfftigungen, die zu ihr hinführen, die Mienen finster, und das Gesicht mager machen. Die Frauenzimmer insonderheit sind noch eifriger, sich in diesem Zustand zu erhalten. Da sie im reifern Alter noch durch ihre zarte Haut und den Ton ihrer Stimme den Kindern ähnlich sind, so bemühen sie sich beständig, für jung gehalten zu werden. Dieß ist der einzige Zweck des Putzes, der Schminke, des Badens, der Frisur, der Essenzen, der wohlriechenden Wasser, und so vieler anderer Kunstgriffe, die man anwendet, die Schönheit zu erheben. Ihr Betragen ist diesem äußerlichen Schmuck allezeit angemessen. In der Ueberzeugung, daß sie

nur

nur in so fern, als sie jung scheinen, liebenswürdig sind, ahmen sie fast allen Thorheiten der Kinder nach. Die Mannspersonen, denen sie dadurch, wie natürlich ist, gefallen, suchen ihnen nachzuahmen; und sie leben beyderseits, ohne daran zu denken, in einer beständigen Kindheit.

Sie thun keine guten Mahlzeiten, wenn die Thorheit nicht dabey den Vorsitz hat. Wenn es ihnen an eigenem Unsinn fehlet, so brauchen sie die Narrheit eines andern. Ein Narr verbannet für Geld durch seine witzigen Einfälle und beißenden Scherze, die Weisheit und Anständigkeit. Mit Uebermaaß genommene Nahrungsmittel vereinigen sich mit dieser Empfindung; und man hat sich sehr lustig gemacht, wenn die Vernunft nicht mit in Gesellschaft gewesen ist. Die Freundschaft, die alle Vergnügungen übertreffen sollte, wird durch die Politik vergiftet. Man bemerkt die Fehler seiner Freunde nicht; man betrügt sich freywillig; man wird blind ihrentwegen; man liebt wesentliche Fehler und bewundert sie, als ob es Tugenden wären. Selbst die Vereinigung des Mannes mit der Frau wird nur durch die Schmeicheley, durch eine knechtische Gefälligkeit, durch Verstellung unterhalten. Der Zweck von dem allen ist, daß man gefallen will, es koste auch was es wolle. Daher kömmt Eigenliebe, Stolz und Eitelkeit. Man nehme allen Talenten das Gewürz der Thorheit, so wird der Redner in seinen Reden matt werden; der Musikus wird mit seinen Tönen und Cadanzen lächerlich werden; man wird den Schauspieler und seine Action ausziſchen; man wird den Poeten und

die

die Musen auslachen; der beste Maler wird sich nur Verachtung zuziehen; und der Arzt wird mit seinen Recepten vor Hunger sterben. Darum liebkoset und schmeichelt sich ein jeder, und macht sich eine gute Meynung von sich selbst, ehe er das Lob anderer sucht. Dennoch bestrebet man sich endlich nach diesem letztern, und begeht deshalb tausend Ausschweifungen.

Man hat eine geringe Beleidigung erlitten; und man ist ehrlos, wenn man sich nicht deswegen zu ermorden sucht, das ist, wenn man wegen des geringsten Uebels sich nicht dem größten Unglück, dem Verlust des Lebens aussetzet. Zwey Parteyen ermorden sich, Gott weis warum; und alle beyde haben nichts, als Schaden von ihrer Feindseligkeit. Diejenigen, die im Kriege umkommen, rechnet man für nichts. Die so kostbare Ehre, die sie in Bewegung setzt, theilen sie mit Schmarotzern, Dieben, Bankerottirern, Mördern, Räubern, und überhaupt mit allen denen, die man die Hefen des Volks nennet.

Mit einem Wort, alles, was unter den Menschen geschiehet, ist voll Narrheit. Es sind Narren, die mit andern Narren zu thun haben; und wenn ein einziger Kopf es wagt, den Strom des großen Haufens aufzuhalten, so wird er von allen Seiten beschimpft, und es bleibt ihm nichts übrig, als das Hülfsmittel Timons, daß er sich nämlich in eine Wüste begiebt, und da nach seiner Bequemlichkeit der Weisheit genießet. Und wie vermag man einer so erstaunenden Menge von Narrheiten Einhalt zu thun? Hier sind Menschen, die den ganzen Tag hinter ein Thier her-

laufen,

laufen, welches ihnen nicht nützlich seyn kann, um das Vergnügen zu haben, es zu tödten. Dort sind andere, deren beständige Beschäfftigung ist, daß sie etwas machen und wieder zernichten, bauen und niederreißen, einen runden Kreis in ein Viereck, und das Viereck in einen runden Kreis verwandeln, bis daß sie endlich weder Haus noch Brod mehr übrig haben. Anderswo träumen hitzige Köpfe, voll von geheimnißvollen Projecten, nichts geringeres, als wie sie durch eine Quintessenz, die nur in ihrer chimärischen Einbildung ein Daseyn hat, die ganze Natur verändern wollen. In diesem Winkel der Erde erhitzen unsinnige Leute ihr Blut, um das Vergnügen zu haben, Stücke Papier oder Holz zu bewegen, und unter einander zu werfen. In einem andern sind Schwätzer, die nur darinnen ihre Freude finden, daß sie Lügen sagen und hören. Noch Närrischere, die eine Seele von Koth und die Neigungen des verächtlichsten Pöbels haben, betäuben uns mit ihrem Adel. Sie zeigen uns die Abbildungen ihrer Vorfahren. Sie sind immer bey ihren Ahnen, bey den geraden = und Seitenlinien ihres Stammbaums; sie führen alle Augenblicke die Namen und Beynamen ihrer Väter an; und bey ihren verräucherten und zerrissenen Urkunden, sind sie, ob sie gleich Thoren sind, immer voll von ihrer Geburt, haben einen hohen Begriff von ihrer Person und leben vergnügt.

Bey diesen siehet man gemeiniglich Arten von Uhrwerken, die man Stutzer nennt, die ihr kleines Verdienst vergöttern, und die als Puppen adonisiret, lieber ihr ganzes Vermögen, das gewöhnlich sehr klein ist,

abtre-

abtreten würden, als daß sie irgend einem zu Gefallen von der guten Meynung, die sie von sich selbst haben, etwas fahren lassen sollten. Nur die Pedanten wagen es, ihnen den Rang streitig zu machen. Stolz auf ihre Gelehrsamkeit, verbreiten sie gemeiniglich nichts, als Unbesonnenheit und Thorheit. Sie sind so von ihrer Geschicklichkeit eigenommen, daß sie diejenigen von ihrem Stande, die den größten Ruhm haben, verachten; und das lustigste ist, daß sie sich von beyden Seiten Lob für Lob, Bewunderung für Bewunderung, Kratzen für Kratzen geben.

Was entstehet daraus? Dieses, daß es nur sehr wenige Leute von sicherm Geschmack giebt, und daß die guten Schriftsteller nur sehr wenig Leser haben. Wenn sie sich daher auch viel Mühe geben, ein gutes Werk zu schreiben, so werden sie dafür sehr schlecht belohnt. Nur die Hofnung, auf die Nachwelt zu kommen, kann sie zu einer mühsamen Arbeit reizen, welche ihre Gesundheit verdirbt, sie bleich, mager, und oft blind macht, ihnen viel Neider erweckt, ohne sie von der Armuth zu befreyen, und ihr Alter und ihren Tod beschleuniget. Dieß heißt ohne Zweifel einen Ruhm, den man nicht genießen kann, sehr theuer kaufen. Diejenigen, die die Menschen kennen, nehmen ihre Zuflucht zu einem Mittel, wodurch sie sich auf einem leichtern Wege Achtung erwerben können: dieß bestehet darinnen, daß sie sich die Werke anderer zueignen. Man entdeckt zwar bald oder spate ihre Räuberey: aber sie haben doch während einiger Zeit den Genuß davon; und oft wissen sie ihren gelehrten Diebstahl, durch die List, die sie anwenden, in ihrem ganzen

zen Leben sich nützlich zu machen. Viel Unverschämtheit, Frechheit und eine kluge Einrichtung ist dazu hinlänglich.

Dieß sind die Mittel, wodurch man viel Dinge in dieser Welt ausrichtet. Unwissende Mönche betrügen hiedurch das Volk. Geistliche vom ersten Range haben auch auf diese Art, ohne Furcht des Tadels, unermeßliche Reichthümer, große Herrschaften, weltliche Vorzüge, Ehrenstellen, Würden, unanständige Pracht, eine zahlreiche Begleitung von Bedienten, genießen aller Arten von Ergötzlichkeiten und Vergnügungen, und vereinigen dieses, mit allen dem, was sie nicht ausüben, mit der Armuth, Demuth und dem beschwerlichen Leben Jesu Christi, dessen Diener sie sich nennen. „Die Diener des „Heiligthums legen aus Bescheidenheit die Last der Frömmigkeit und Gottseligkeit auf das Volk; das Volk giebt „sie denen zurück, welche es Geistliche nennet; als wenn „die evangelische Moral nicht einem jeden angienge, der „sich einen Christen nennet, oder als wenn die Taufgelübde für diejenigen, welche nicht Geistliche heißen, „nur eine nichtsbedeutende Sache wären. Noch mehr, „die Priester, die sich durch den Namen der Weltgeistlichen unterscheiden, als wenn sie der Welt und nicht Jesu geweihet wären, überlassen den ordentlichen Priestern (Reguliers) das beschwerliche Werk der Gottseligkeit. Diese machen es zur Beschäfftigung der „Mönche; die ungebundenen Mönche überlassen es denen, die nach strengern Regeln leben. Alle behaupten einstimmig, daß die Frömmigkeit nur für die Bettelmönche „gehöre, und diese werfen den Ball den Carthäusern

„zu,

„zu, von welchen man in der That sagen kann, daß die Gott-
„seligkeit bey ihnen begraben sey, so sehr bemühen sie sich
„vor der Welt sich zu verbergen. Eben dieses ist die
„Aufführung der Generale in der geistlichen Miliz. Die
„Päpste, geschäfftige und unermüdliche Leute, Gold und
„Silber zu sammlen, legen das, was bey dem Aposto-
„lat beschwerlich ist, auf die Bischöfe; die Bischöfe
„auf die Pfarrer, die Pfarrer auf die Vikarien, die Vi-
„karien auf die Bettelpriester; und diese werfen den
„Ball den, geistlichen Hirten zurück, welche die Schaafe
„gut zu scheeren und die Wolle zu nutzen wissen. *)“

Es ist fast eben so mit den Regenten; denn, wer wollte sonst König seyn? Wenn man die Pflichten eines guten Monarchen mit Aufmerksamkeit überdenket, so würde man gewiß eine so schwere Last sich nicht zu verschaffen suchen, sondern vielmehr bey dem Anblick einer Krone zittern! Ein Mensch, der einer ganzen Nation befiehlet, ist in der That verpflichtet, „Tag und Nacht
„für das gemeine Beste zu arbeiten und niemals seiner
„selbst zu genießen. Er muß sich niemals von den Gese-
„tzen entfernen; entweder durch sich selbst, oder durch
„sichere Augen, die Rechtschaffenheit der Bedienten und
„Obrigkeiten kennen, und sich erinnern, daß er innerlich
„und äußerlich zu einem öffentlichen Schauspiel da stehe,
„und daß er, wie ein heilsames Gestirn, durch wohlgeord-
„nete Sitten einen nützlichen Einfluß auf die Sitten der
„Menschen haben, und die Völker glücklich machen, oder
„als ein schädlicher Comet das größte Unglück der Welt
„verursachen könne. Er muß niemals vergessen, daß die
„Laster

*) Eloge de la Folie, p. 182. 183. in der Ausgabe v. 1753.

„Laster und Verbrechen der Unterthanen unendlich we-
„niger ansteckend sind, als die Laster des Herrn; er muß
„sich an jedem Tage sagen, daß der Fürst auf einer Höhe
„stehe, wo seine Aufführung, wenn er ein böses Bey-
„spiel giebt, ein sich ausbreitendes Uebel ist. Er muß
„überlegen, daß die glücklichen Umstände eines Mo-
„narchen ihn beständigen Gelegenheiten aussetzen, den
„Weg der Tugenden zu verlassen; daß er die Ergötz-
„lichkeiten, die Strafiosigkeit, die Schmeicheley, die
„Pracht zu bestreiten habe, und daß er nie zu viel
„Wachsamkeit und Widerstand gegen alles, was ihn
„verführen kann, anwenden könne. Er muß sich endlich
„oft erinnern, daß er nicht nur von Seiten seiner Unter-
„thanen dem Haß, der Furcht und vielen Fallstricken
„und Gefahren in jedem Augenblick ausgesetzt sey, son-
„dern auch bald oder späte vor dem König der Könige
„erscheinen müsse, der eine genaue Rechenschaft von
„seinem ganzen Verhalten fordern wird, mit einer
„Strenge, die der Größe seiner Herrschaft gemäß ist.“ *)

Die Könige suchen sich aber über alles dieses zu betäuben. Sie werden auch sehr gut dabey von denen unterstützt, die sie unter dem Namen der Hofleute umgeben, und die sehr aufmerksam sind, ihnen die Wahrheit zu verheelen, nnd ihnen ihre Pflicht in Vergessenheit zu bringen. Sie sind bey ihrem Herrn oder in seiner Gegenwart niedrig und kriechend, aber desto stolzer gegen andere Sterbliche. Und wie leben sie denn? Kaum ist der gnädige Herr aufgestanden, so hält ihm sein Capellan,

*) Eloge de la Folie, p. 167. 168.

lan, der auf diesen Augenblick lauerte, auf der Post eine Messe, womit er bald fertig wird. Hernach frühstückt man; man zeigt seine Macht und seinen Stolz, und geht zur Tafel. Wenn man aufgestanden ist, so überläßt man sich dem Spielen, Betrügern, Narren, Hofleuten, schlechten Scherzen, und allen andern Zeitvertreiben, die man Ergötzlichkeiten nennt. Diese Uebungen sind nicht ohne einige Zwischenspiele von Leckerbissen. Man speiset des Abends, und bringt die Nacht mit Trinken zu. So flieht das Leben schnell dahin, ohne daß man sein Daseyn bemerkt, und man stirbt in einem Zirkel von Blendwerken.

Ein letzter Pinselstrich wird uns überzeugen, daß alle Menschen Narren sind. Der eine ist sterblich in ein Frauenzimmer verliebt; und je weniger er geliebt wird, desto mehr quält ihn die Liebe und macht ihn unsinnig. Der andere heirathet die Mitgabe und nicht das Mädchen. Dieser überläßt seine Frau andern. Jener vom Geist der Eifersucht besessen, hat nicht Augen genug, die seinige zu hüten. Welche Thorheiten sagt und thut man nicht in der Trauer? Viel Freude im Herzen, und Schmerzen im Gesicht. Der eine sammlet von allen Seiten, um seine Eßbegierde zu befriedigen, giebt alles seinem Bauch, und setzt sich der Gefahr aus, vor Hunger zu sterben, wenn er seine Lust gestillt hat. Der andere setzt sein Glück darinnen, daß er schläft und nichts thut. Es giebt einige, welche, immer geschäfftig in fremden Angelegenheiten, ihre eigene versäumen. Es giebt andere, welche mit geliehenem Gelde bezahlen, und sich mit Schulden

den überhäuft finden, wenn sie sich für reich halten. Dieser Geizige, der armselig lebt, kennet kein größeres Glück, als seinen Erben zu bereichern. Dieser nach Gütern Hungrige durchschiffet die Meere um eines kleinen und sehr ungewissen Vortheils willen, indem er den Wellen und Winden ein Leben überläßt, daß er nicht mit allem Golde der Welt erkaufen kann. Und dieser Krieger, der ein sicheres und angenehmes Leben führen könnte, will lieber sein Glück unter den Gefahren und Schrecken des Krieges suchen.

Mit einem Wort, alles ist Blendwerk, alles ist Thorheit im Leben. Dieß ist eine traurige Wahrheit, die man desto stärker empfindet, je vollkommener der Begriff ist, den man von dem Weisen hat. Denn was ist der Weise? Es ist ein Mann, der taub ist gegen die Sprache der Sinne, wenn diese Sprache nicht natürlich ist; der von keiner Leidenschaft gequält wird, dem nichts, was der Bemerkung werth ist, entgehet; der einen durchdringenden Verstand hat; der alles mit der äußersten Sorgfalt und Richtigkeit betrachtet; der die Wahrheit liebt, sie muthig sagt, und nichts verschonet. Nun sehe man, wie wenige Menschen es von dieser Art giebt. Die kleine Anzahl, die man davon findet, wird sogar verachtet. Wer ladet den Weisen jemals zur Tafel? Kann er eine Frau oder einen Bedienten finden? Denkt man daran, ihn in öffentlichen Geschäfften zu gebrauchen? Man wird lieber unter dem thörichtsten Pöbel irgend einen Narren von einer andern Art aufsuchen, der den Narren zu befehlen oder

zu gehorchen weis; einen, der den Geschmack derer, die ihm ähnlich sind, das ist, fast aller Menschen, hat.

Ach! welch ein schönes Schauspiel würde es seyn, wenn man, auf dem Mond stehend, die unendlichen Bewegungen der Menschen entdecken könnte. Man würde eine große Wolke von Fliegen und Mücken sehen, die sich streiten, sich schlagen, sich unter einander Fallstricke legen, sich berauben, spielen, herumflattern, sich erheben, fallen und sterben. Man würde sich niemals die Bewegungen, den Lermen, das Geräusch vorstellen können, das der Mensch, dieses kleine Thier, das nur, im Verhältniß gegen eine unendliche Dauer, eine Minute zu leben hat, auf der Oberfläche der Erde erreget.

Lasset uns also den Schluß mit dem Italiäner machen, daß die Narrheit die Königinn der Welt sey. La Pazzia la Regina del mondo.



II.

Dramatisches Gespräch.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0043
DFG

Personen:

Semma und

Zaloc, ein armes Paar.

Masillo und

Abirac, zwey Reisende.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0044
DFG

II.

Dramatisches Gespräch.

Semma zu Zaloe, der eben herein tritt.

Ach, mein lieber Zaloe, sey mir tausendmal willkommen! Mit zärtlichem Verlangen habe ich auf dich gewartet. Du bist ja den ganzen Nachmittag von mir entfernt gewesen. Wie hast du so lange von deiner Semma seyn können? Einen ganzen Nachmittag! Doch, du bist wieder da, und dein Gesicht ist heiter. Nun bin ich auch wieder ruhig. Sey mir willkommen!

Zaloe.

Zärtliche Semma! Wie theuer bist du mir, wie werth meiner Fürsorge! Verzeihe mir meine lange Abwesenheit! Als wir heute an den Früchten uns labten, die uns die milde Hand Gottes zur Erquickung bescheeret, so dachte ich darauf, wie ich unsere Hütte dichter und wärmer machen wollte, damit meine Semma die Kälte des herannahenden Winters weniger empfinden möchte. Ich gieng also geschwind, und schnitt Reiser, die ich flechten könnte. Nachdem ich diese nothwendige Arbeit vollendet, wollte ich auch für deine Bequemlichkeit sorgen. Die Bank, auf welcher

cher wir sitzen, so viele Freuden wir auch auf derselben empfinden, wenn wir Hand in Hand uns mit Entzücken von den großen Eigenschaften Gottes besprechen und davon reden, wie sehr er unsern Dank verdient, daß er uns alle Bedürfnisse des Lebens so reichlich giebt; wie sehr er unsere Liebe dafür verdient, daß er unsre Glückseligkeit vollkommen gemacht, dich für mich, und mich für dich geschaffen, und uns einander gegeben hat: diese Bank, dachte ich, ist bequem genug für mich, aber für meine Semma kann ich wohl einen weichern Sitz bereiten. Ich will vier starke Stäbe schneiden, die will ich ins Gevierte verbinden, und oben über will ich Binsen und Schilf flechten und weiches Moos darüber breiten. Dann bringe ich meiner Semma den weichen Sitz und stell ihn gegen mir über, und sie setzt sich darauf und lächelt mir Dank zu, daß ich für ihre Bequemlichkeit gesorgt habe.

Semma.

O theurer Zaloc! Wie zärtlich sorgst du für deine Semma! Reiche mir deine Hand, daß ich sie küsse und drücke und segne. Außer Gott ist kein glücklicheres Wesen, als Semma: denn Zaloc, der rechtschaffene Zaloc, liebt sie.

Zaloc.

Unter allen Geschöpfen bin ich der Glücklichste; denn Semma liebt mich. Und deine Liebe, du Beste, macht mich weit glücklicher, als dich die meinige machen

chen kann. Denn habe ich dich nicht noch heute durch meine Abwesenheit bekümmert gemacht? Doch nicht mit Vorsatz; das glaubest du. Ich möchte dich aber doch auf keine Art betrüben. Höre nur, wie mirs ergangen ist. Als ich gehe, die starken Stäbe zu suchen, dräng' ich mich durch dickes Gesträuch. Endlich finde ich sie, wie ich wünsche. Aber siehe! Da hatte ich das Messer verloren. Wir haben nur das eine. Und es ist ein so nothwendig Geräthe. Da habe ichs emsig gesucht. Denn, wie viel Zeit kostet es nicht, ein anderes Eisen wieder so schmal, dünn und scharf zu schleifen! Aber ich habe es vergebens gesucht.

Semma.

Laß dich den Verlust nicht schmerzen, mein Zaloc! Wir wollen dieß nöthige Messer schon wieder finden; wir wollen es beyde suchen. Sey heute mit mir fröhlich. Ich habe dich angenehm überraschen wollen. Sieh hinter dich. Jenes Lager, auf welchem wir oft von Gott, von uns und von der fröhlichen Schöpfung um uns her träumen; rieche, wie sanft es duftet! Es ist eben so weich, als lieblich sein Duft. Als ich den letzten Frühling unser Lager zum ersten mal mit Blumen bestreute, dacht ich darauf, ob ich nicht auch im Winter meinem Zaloc seinen Schlaf unter Blumengerüchen sanfter machen könnte. Ich freute mich über den Wunsch, stahl mich oft Augenblicke von deiner Seite, pflückte die Blätter von den wohlriechendsten Blumen, trocknete sie an der Sonne, und

verwahrte sie sorgfältig im Trocknen. Auch nahm ich die ersten Schößlinge vom weichsten Moos, sammlete täglich davon einen Theil, den ich bey den getrockneten Blumen hinlegte, und sagte zu mir selbst: Wenn nun der Frühling und Sommer vorüber sind, und mein Zaloc nun keine frische Blumen mehr auf seinem Lager erwartet, dann will ich ihm an einem merkwürdigen Tage eine unvermuthete Freude machen, wenn er an einem Herbstabend eben so weich und unter Blumenduft, wie im Frühling, sich schlafen legen kann. Und heute, mein Zaloc — — —

Zaloc.

Ja, meine Semma, heute ist ein merkwürdiger Tag für mich. Ich habe die Striche, die du jeden Abend machst, um zu wissen, wie viel Tage wir durch die Güte Gottes glücklich gelebt, alle gezählt. Heute sind drey Sommer verstrichen, als wir den rechtschaffenen Greis vor unserer Hütte einscharrten, nachdem er acht Tage fest geschlafen, und nun, wie er uns vorher gesagt hatte, sein Herz nicht mehr schlug, und sein Mund nicht mehr Odem schöpfte.

Semma.

Auch ich, Zaloc, habe die Striche gezählt. Es ist heute der Tag, an welchem du, wie es der Redliche befohlen, eine Grube vor der Hütte machtest, und wir ihn da hinein legten, und dann über diese Grube zwey Ulmenbäume pflanzten, welche itzt den Eingang beschat-

beschatten. Dann umarmtest du mich und sprachst: Er ist dahin gesunken, gleich einer Blume am schwühlen Mittag. Aber, er wird, das hat er oft selbst gesagt, einst schöner, wie die Blumen am Frühlingsmorgen, hervorblühen! O Semma, sinke du doch nicht in den Staub hin, blühe noch lange, sonst würde für mich die ganze Schöpfung verdunkelt.

Zaloc.

Und du, Zärtliche, umarmtest mich und sprachst: Es müsse einst früh oder spät, wenn Gott es will, der lange Schlaf uns beyde zugleich befallen. Doch, Gott, hast du beschlossen, daß einer einsam zurückbleiben soll, so laß, darum flehe ich, laß nicht Zaloc den bittern Schmerz erleben. Das sagtest du, und sankst an meine Brust und weintest.

Semma.

Und du drücktest mir sanft die Hand und weintest, und deine Thränen sagten mir mehr, als alle Worte, wie sehr du mein Freund seyst. Komm, Zaloc, laß uns unter die Ulmen gehn, ob sie gleich der Herbst entblättert, und dort nach unserer Gewohnheit der Lehren des Redlichen uns erinnern.

Zaloc.

Nein, meine Semma, der Nordwind wehet zu kalt. Komm, setze dich hier zum Feuer, ich will recht dürre Reiser holen, die nicht rauchen und recht helle

helle brennen. Da wollen wir beym wohlthätigen Feuer und Feigen, und reinem Quellwasser, das Andenken des Redlichen feyern, und seiner Worte uns erinnern. (geht ab.)

Semma (allein).

Lob sey dir, Ewiger!
Wie sehr hast du Semma geliebt!
Du riefst mich ins Leben;
Gnädig gabst du mir alles;
Dich zu erkennen, Vermögen,
Und Neigung, dich zu lieben.
Du hast für meine Freuden gesorget,
Du gabst mir ein fühlbares Herz,
Auch Zaloc ein fühlbares Herz.
Mich gabst du Zaloc,
Und Zaloc, Zaloc, mir!
Lob sey dir, Ewiger!
Wie sehr hast du Semma geliebet
Wie sehr — —

Zaloc, (der wieder kömmt.)

Meine Semma, ich habe jetzt gehöret, was ich seit drey Sommer nicht gehöret, Worte und Reden außer den deinigen. Es sind Menschen, sie sagten, sie wollten auf dieses Feuer zugehen. Sie werden kommen, denn es ist draußen sehr kalt. Ach, wenn wir nur das Gebot unsers redlichen Alten nicht übertreten, wenn wir sie in unsrer Hütte aufnehmen.

Sem-

Semma.

Das werden wir nicht. Er sagte ja, wir sollten die übrigen Menschen nicht suchen, weil wir ihnen nicht dienen könnten, und weil die meisten so schlimm wären, daß sie unsere Unschuld und Glückseligkeit stöhren würden. Aber, wenn wir einem Geschöpf nützlich seyn können, und wenn unser Feuer und unsere Früchte — — — doch, ich höre schon ihre Fußtritte — — —

Die beyden Fremden und die vorigen.

Der erste Fremde.

Gott grüße euch, ihr Bewohner dieser stillen Hütte. Wenn eure Herzen Mitleid fühlen können, so nehmet zwey Wanderer bey euch auf, welche von der Länge des Weges sehr ermüdet und von der Kälte des Windes fast erstarret sind.

Der zweyte Fremde.

Wer ein wohlthätiges Herz hat, dem ists Wollust, den Hungrigen zu speisen und den Müden zu erquicken.

Zaloe (leise zu Semma.)

Meine Semma, dieß können keine von den Menschen seyn, vor welchen unser alter Freund uns warnete. Siehe, wie angenehm und lieblich ihre Bildung ist.

Sem-

Semma (ebenfalls leise.)

Es müssen gute Menschen seyn, denn ihre Mine ist offen und redlich, wie deine, mein Zaloc. Und dann sind sie ermüdet, und draußen weht ein kalter Nord; (laut) Seyd uns willkommen, ihr Fremdlinge. Tretet näher zum Feuer, und setzet euch da auf den Sitz; noch nie setzte sich dort ein anderer, als ein Redlicher, als ein Freund.

Zaloc.

Seyd uns willkommen! Wenn ihr rechtschaffen seyd, und Gott und seine Geschöpfe liebet, so seyd auch unsere Freunde. Ruhet euch aus, und wärmet euch. Meine Semma wird euch freudig von ihren Feigen und wohlschmeckenden Aepfeln geben; und ich eile, Wasser zum Waschen, und anderes aus der Quelle zum Trinken zu holen. (gehet ab.)

Semma.

O, ehe ihr euch setzet, lasset mich erst den Sitz mit gedörreten Blumen bestreuen; ich hatte sie alle für meinen Zaloc gepflückt. Doch, er wird es gerne sehen, daß auch ihr die Freuden theilet, die für ihn bestimmt waren. (gehet ab.)

(Die beyden Fremden sehen sich mit vergnügter Bewunderung an, indessen daß Semma die Blumen holet).

Abirac.

Ach, Masillo! Wie freundschaftlich ist dieses Paar. Aus jedem ihrer Blicke spricht Unschuld und Liebe.

Ma-

Masillo.

Mein Abirac, welch ein entzückender Anblick für Engel, ein zärtliches, fühlendes, mitleidiges Herz! Und hier finden wir zwey in einer entlegenen Gegend.

Abirac.

Sie müssen nie unter Menschen gewohnt haben, sonst müßten sie unglücklich und elend, oder sie würden nicht mehr so unschuldig seyn.

Masillo.

Immer reißt dich noch der Unwille hin, die Menschen zu strenge zu richten. Ach! hüte dich, daß dein Herz sich nicht zu bitterm Haß gewöhne. Edler, ja leichter ists, die Menschen wohlthätig zu lieben, als, weil uns viele beleidiget haben, sie alle zu hassen.

Abirac.

Ich kann sie nicht lieben; ich mag sie nicht sehen. Die Einsamkeit und deine Freundschaft, und denn, dieses arme Paar — — —

Semma (die wiederkömmt.)

Kommt, ihr Fremde! hier sind meine Früchte, und Blumen, auf den Sitz, und dort bringt mein Zaloc auch Wasser —

Zaloc

Zaloc (der wiederkömmt.)

Kommt, lasset hier beym Feuer eure Füße euch waschen, und dann labet und erquicket euch.

Abirac.

Ich bin sehr müde, und mich verlangt, mich mit Speisen zu laben. Aber noch mehr fast verlangt mich, zu wissen, wie ihr Redliche hier lebt, und welch ein Schicksal euch von den übrigen Menschen abgesondert hat.

Semma.

O Jüngling, wir können dich bald befriedigen. Wir haben von uns nicht viel zu sagen. Höre, was ich preise: Glücklich ist Semma, Gott schuf sie für Zaloc! Glücklich ist Semma, sie wird von Zaloc geliebet.

Zaloc.

Seit langer Zeit, so lange ich mich erinnere, bin ich hier in diesem Walde, und meine Semma, meines Lebens süsseste Freude, mit mir. Wir sind klein gewesen, und sind mit einander größer gewachsen. Ein Mann, der schon groß war, als wir noch klein waren, hat uns vieles gelehrt, was wir nicht wußten. Er hat uns bey mancher Gelegenheit gezeiget, wie liebreich der Gott sey, der alles geschaffen und der für alles gesorget, daß wir, daß jedes Thier, jedes Gewächs, seine Freuden, seine Nahrung, seinen Unterhalt fände.

Abirac.

Abirac.

Und wie nanntet ihr diesen Mann?

Semma.

Wir nannten ihn Vater; so hatte er es uns gelehret. Er war unser liebreicher Freund; er sorgte für uns, wie Gott für seine Geschöpfe und wie Zaloc für seine Semma sorget. Aber, er ist nicht mehr! Er hat uns verlassen.

Abirac.

Redlicher Zaloc! Du wirst mir mehr von diesem Mann sagen, du bist gefällig — — Ach Masillo, mir pocht mein Herz mit ungewöhnlicher Heftigkeit — ich kann es kaum hoffen; aber ich wünsche es herzlich, der Mann möchte Orontides gewesen seyn.

Masillo.

Mein theuer Abirac, möchtest du doch mit mehr Gelassenheit wünschen, und mit weniger Kühnheit hoffen! Ich verstehe deinen Wunsch. Vielleicht ist er nicht unmöglich. Allein um deiner Ruhe, um unserer Freundschaft willen, laß nicht jede Neigung deines Herzens bis zum Uebermaaß gehen und heftig werden. Du weißt, Gott ist Herr unsers Schicksals; er regiert alles, und gut, ob wir es gleich nicht einsehen. Einst wird sich jeder Zufall enthüllen, warum er so und nicht anders zu unserm Besten seyn mußte — — Doch liebe Semma, lieber Zaloc, sagt uns mehr, was ihr von ihm wisset. Erzeiget zwey Freunden diese Gefälligkeit, die euch schon lieben.

Semma.

Rede du, mein Zaloc, denn deine Stimme ist lieblich, und sie wird diesen Fremden eben so wohlklingend seyn, als deiner Semma.

Zaloc.

Was könnte ich dir abschlagen! — Ihr Fremde, denen mein Herz schon eben so gewogen ist, als ihr sagt, daß ihr uns bereits liebet, möchtet ihr doch in dem, was ich euch erzählen kann, finden, was ihr zu finden wünschet! Er hat uns gelehrt, wie wir durch Worte uns die Gedanken und Empfindungen unsers Herzens mittheilen können. Eine Glückseligkeit, die wir ohne ihn nicht genießen würden — —

Abirac (zum Masillo.)

Hast du wohl darauf Acht gegeben? An diesem wüsten Ort sprechen sie unsre Mundart.

Masillo.

Deine Bemerkung ist richtig, aber ich bitte dich, störe Zaloc nicht.

Zaloc.

Von Gott, der alles geschaffen, hat er uns auch gelehret, daß er alles wisse, alles sehe, alles höre, daß er alle seine Geschöpfe liebe, und besonders die Menschen. Die Menschen aber (und wenn er uns dieses sagte, so hat er oft zärtlich geweinet), wären unartig, böse und muthwillig elend. Sie hätten undankbar vergessen, was Gott aus Liebe zu ihnen selbst von

ihnen

ihnen verlangt. Sie hätten ihr Vertrauen nicht auf ihn gesetzt, sondern auf falsche Götter, die sie selbst aus verstorbenen, nicht einmal guten, Menschen oder aus Metall und Holz gemacht. Sie wären also nach und nach, so wie sie aufgehöret, Gott zu lieben, und sich zu bestreben ihm ähnlich zu werden, böser geworden, so, daß sie jetzt fast alle falsch, eigennützig, lieblos, hart gegen das Elend anderer, unbarmherzig, treulos und Verräther wären.

Abirac.

Ach, Zaloc, wie sehr hatte er Recht! Er hat gewiß unter ihnen gewohnet, und ist redlich gewesen, und ist gehaßt und verfolgt worden.

Zaloc.

Dennoch, sagte er weiter, ist Gott unendlich gnädig. Er läßt nicht nach, den Menschen wohl zu thun. Einige sucht er durch Glück, andere durch Widerwärtigkeiten zu seiner Liebe zu rufen. Und — o seine ganze Seele floß von Erstaunen, Dank und Liebe über, wenn er uns hiervon belehrte — — noch nicht lange ists, daß Gott den größten Beweis seiner Liebe gegen die Menschen gegeben hat. Er hat seinen einigen Sohn in die Welt gesandt, die Menschen seinen gnädigen Willen zu lehren; und was er lehrte, war Liebe: liebet Gott über alles, liebet alle Menschen als euch selbst, so wird eure Seele ruhig und glücklich seyn. Aber, ungeachtet dieser sanften, dieser leichten Lehre, fuhren die Menschen fort, böse

zu seyn. — Dann, wenn unser Freund uns dergleichen gesagt hatte, sah' er uns oft zärtlich an und sprach: O meine Kinder, liebet Gott, liebet euch, liebet mich! Seyd mitleidig gegen jedes Geschöpf, welches lebet und empfinden kann. Ich werde bald euch verlassen. Ich werde bald aufhören, mit euch zu reden, die Früchte mit euch zu essen und euch die Wunder des höchsten auf unsern Wegen im Walde zu zeigen. Dann, wenn ihr merket, daß meine Augen nicht mehr sehen, meine Ohren nicht mehr hören, und meine Glieder sich nicht mehr freywillig bewegen, dann macht eine Grube in die Erde, und scharret mich da hinein. Dann faßte er uns an die Hand, und ließ uns mit sich knieen, und sprach laut zu Gott. Ach, theuren Freunde, hättet ihr gehört, wie vertraut er mit Gott sprach, wie er ihn bat, uns und alle Menschen glücklich durch seine Gnade zu machen, uns und alle Menschen nach dem langen Schlafe, den er jetzt schläft, und den er Tod nannte, uns und alle Menschen zu einem bessern Leben hervor zu rufen!

Abirac.

Ach, so ist euer redlicher Vater, der Rechtschaffene, todt?

Zaloc.

Meine Semma, sage du weiter, was dir bewußt ist. Sage ihnen, wie es geschah, daß wir ihn dort verscharren mußten.

Semma.

Er hat uns verlassen. Heute kehrt der Herbst zum vierten mal zurück, daß wir ihn, wie er es wollte,

te, zu seinem langen Schlaf in die Erde gelegt haben. An einem Morgen, nachdem er nach seiner Gewohnheit mit uns vor Gott geknieet hatte, und sich wieder aufrichtete, ließ er meinen Zaloc und mich bey sich niedersetzen. Er sahe uns mit dem Blick an, in welchem wir immer seine ganze Liebe lesen konnten; und — rührend ist uns das Andenken seiner Worte, sagte zu uns: Meine Kinder, ich fühle es, der Augenblick ist da, wovon ich euch oft gesagt, daß ich in einen langen Schlummer versinken würde. Ich werde nicht länger mit euch von Gott, von seiner und unserer Liebe sprechen. Ich werde nicht länger eure zärtliche Freundschaft sehen, und mich darüber freuen können. Ich werde euch verlassen, aber der Ewige ist immer bey euch. Höret nicht auf, ihn zu lieben. Bleibet hier in dieser Hütte und suchet keine andere Menschen. Gefällt es aber Gott, einige euch zu senden, die redlich sind und Gott kennen, und überredet ihre Freundschaft euch, mit ihnen zu andern Menschen zu ziehen; so thut allen, den Guten und Bösen, so viel Gutes, als ihr könnet. Doch suchet die Gesellschaft der Bösen mit allen Kräften zu fliehen. Man kann bald in böser Gesellschaft die Unschuld verlieren. Und, meine Kinder! Unschuld und Liebe nur sind, was dem Höchsten gefällt. Drauf fieng er an, schwächer zu reden. Wenn ich entschlafen bin, sprach er weiter, so macht mir vor der Hütte eine Grube. Da hinein legt mich und bedeckt mich mit Erde. Dann setzt euch zuweilen bey dieser Grube, und sprecht von Gott, von euch, von mir, und freuet euch. Denn

nach einer Zeit — — wie lang sie ist, weis nur er, der mich geschaffen, Gott — — werde ich von diesem Schlummer erwachen; dann werden wir nicht mehr getrennt werden. Drauf drückte er sanft mir die Hand und lächelte. Ach, das war das letzte in seinem Gesicht. Nun sprach er nicht mehr. Er ward bleich. Die Röthe verschwand von seinen Lippen. Seine Augen wurden stumm. Sie sagten nicht mehr, wie sonst, wenn auch sein Mund schwieg: Kinder, euch liebe ich! Er hörte auf zu athmen. Seine Hände, die Zaloe und ich umfaßten, wurden fürchterlich kalt, und drückten uns nicht mehr sanft, wie sie sonst immer zu thun pflegten.

(Sie schweigen alle eine ziemliche Zeit. Darauf sagt Masillo leise zu Abirac.)

Die Glücklichen! Sie kennen den Tod in seiner fürchterlichen Gestalt nicht. Wie wenige sterben ruhig, weil ihr Gewissen ruhig ist!

Abirac (leise zu Masillo.)

O welche Unschuld! Bey diesen Leuten sterbe ich. Ich liebe Semma schon, als ich meine Schwester geliebt haben würde, wenn ich sie nicht verloren hätte. (laut) Ich schätzte mich höchst unglücklich; ich hatte Vater, Mutter, Schwester und Freunde verloren. Diejenigen, die wir lieben, durch den Tod verlieren, ist schmerzlich; aber noch schmerzlicher ists, Freunde zu verlieren, die sich unsrer Liebe durch schwarze Bosheit und Verrätherey unwürdig machen. Ich glaubte

schon,

schon, ich würde in der Welt keinen Freund mehr finden, als den redlichen Masillo. Doch, deine sanft fühlende Seele, o Semma, dein zärtlich redliches Herz, mein Zaloc, eure Unschuld, eure liebreiche Gefälligkeit macht, daß ich mein Unglück segne, das mich zu euch geführt.

Masillo.

Lasset uns eure Freunde seyn, liebt Abirac, liebt mich.

Zaloc.

Die Menschen, von denen unser Vater sprach, können nicht seyn, wie ihr, sonst hätte er sie nicht verlassen, hätte sie geliebt, wie ich euch bereits liebe, und wie gewiß schon Semma euch liebt.

Semma.

Ja, Abirac, ich will dich lieben, aber, das mußt du nicht verlangen, nicht so lieben, als ich Zaloc liebe, das könnte ich nicht. Doch so kann ich dich lieben, Abirac, und dich, Masillo auch, als ich unsern Vater liebte, und noch liebe. Aber Abirac, dein Gesicht ist nicht so frölich, als Zaloes, und nicht so ruhig heiter, als das Gesicht des Masillo; bist du betrübt? Ich freue mich, gute Menschen gefunden zu haben. Du freuest dich doch auch, daß du uns liebst, und daß wir dich lieben. Erzähle uns doch auch; wo waret ihr bis itzt? Ich weis nicht, was Betrübniß ist. Aber, wenn ich meinem Zaloc sage, worüber ich mich

freue, so wird meine Freude größer. Vielleicht hört die Betrübniß auf, wenn man sie Freunden erzählt.

Masillo.

Gütige Semma, das Herz des edlen Jünglings hat viel gelitten; und ein empfindliches Herz fühlt seine Wunden tief und lange. Aber so auch die Freuden. Daß er euch gefunden hat, das wird seine Leiden vermindern.

Abirac.

Je mehr ich euch sehe und höre, desto mehr werde ich getrieben, euch gut zu seyn. Ich will euch erzählen, was ich gelitten. Mein Vater war ein sehr reicher Mann in Athen. Meine Mutter Damaris starb früh, und ich habe sie nicht gekannt. Aber oft habe ich gehöret, wie mein Vater sie beklaget, wie rechtschaffen sie gewesen, wie sehr er sie geliebt. Ihr Verlust und der Verlust seiner Schwester hatte so viel Kummer in sein Herz gebracht, daß er die Freude nur dem Namen nach kannte.

Semma.

So hattest du eine Schwester? O ich bedaure dich! Sie hattest du lieb, und sie ist in langen Schlaf gesunken. Armer Abirac! Soll ich nicht deine Schwester seyn?

Abirac.

Semma, theure Semma!

Ma-

Masillo.

Ich will für dich erzählen, Abirac; und wenn du kannst, so denke, so wie ich erzähle, nicht auf das, was ich sage — — Orontides war Damaris Bruder, dieser hatte einen Sohn, wie Damaris einen Sohn, der Abirac, und eine Tochter, die Lydia hieß, hatte. Alle diese Kinder waren noch sehr jung, als Abiracs Vater für das Beste der Stadt eine Reise zu thun hatte, und zu gleicher Zeit ein Mann, Namens Paulus, nach Athen kam, welcher die Athenienser einen unbekannten Gott kennen lehrte. Damaris und Orontides untersuchten mit Aufrichtigkeit Pauli Lehre, und glaubten ihr. Sie opferten also nicht mehr den Göttern Athens. Hierüber mußte Orontides vieles von dem Volke leiden, ob es ihn sonst schon immer als einen tugendhaften Mann gelobt hatte. Bald darauf starb Damaris, und Orontides besorgte seines Schwagers Haus in seiner Abwesenheit, der etliche Wochen darauf selbst wiederkam. Allein, wie groß war seine Bestürzung als er zu Hause kam, und statt des Orontides einen Brief fand, worinnen er ihm schrieb, daß er (bey dem Wort Brief, giebt Semma dem Zaloe ein Zeichen, als ob sie ihn an etwas erinnert, welches Zaloe durch ein Zeichen beantwortet) ihm sein ganzes Vermögen schenke, daß er aber dafür seine Tochter Lydia mitgenommen, um solche mit seinem Sohn zu erziehen, daß es unnöthig und vergebens seyn würde, den Ort seines Aufenthalts auszuforschen, weil er solche Maasregeln genommen hätte, daß man ihn nicht finden würde. Zugleich ermahnte er ihn herzlich, sich die

Lehre von dem einigen Gott erklären zu lassen, und ihr zu glauben, weil ihn solches zum glücklichsten Mann machen würde. Abiracs Vater, der heftig von Gemüth war, konnte der Uebermaas seines Zorns und seines Schmerzes kaum widerstehen. Er gab sich alle Mühe, den Orontides auszuforschen, aber vergebens. Von dieser Zeit an war er sehr der Schwermuth ergeben. Er suchte sich durch häufige Geschäffte zu zerstreuen. Orontides Vermögen wollte er nicht annehmen, sondern überließ es dem öffentlichen Schatz, wenn er etwa, oder sein Sohn, sich einst wieder einfinden möchte. Die Zeit, die er übrig hatte von seinen Geschäfften, brachte er damit zu, seinen Abirac zu erziehen, und die Lehre Pauli zu untersuchen. Allein, es dauerte lange Zeit, ehe er ihr Beyfall geben wollte. Denn erst kurz vor seinem Tode glaubte er.

Abirac.

Deine Bescheidenheit, Masillo, läßt dich verschweigen, was du an ihm und mir gethan hast. O, meine neuen Freunde! Dieser Masillo ist meinem Vater und mir ein Schutzgott gewesen. Er war mein freundschaftlicher Lehrer, weil mein Vater nicht Zeit hatte, es zu seyn. Durch ihn kenne ich die Tugend; ohne ihn würde ich sie und die Religion nicht kennen und lieben; ohne ihn wäre mein Vater nicht ruhig und durch die Lehre von Christo glücklich geworden. Ohne seine sanfte Erinnerungen würde mich meine Heftigkeit sehr oft verleitet haben.

Zaloc.

Ach, Semma, wie pocht mir das Herz! Wie schön ist es nicht, Nutzen zu schaffen! Könnte ich doch jemand dienen! Du machst mir viel mehr Freude, als ich dir machen kann.

Masillo.

Welch ein Verlust! Sollte ein zum Guten so feuriger Mensch, wie Zaloc, sein Leben in der Einsamkeit verleben?

Abirac.

Ach, laß ihn, laß ihn! Wenn er unter Menschen käme, die würden ihn noch leichter betrügen, als mich.

Semma.

Warum bist du den Menschen so feind, worunter du doch einen Masillo gefunden hast? Ich kann den Menschen nicht feind seyn, worunter ein Zaloc, ein Abirac und Masillo ist. Doch, mein Freund, du bist in deiner Erzählung unterbrochen.

Masillo.

Abirac ist unwillig auf die Menschen, weil viele von ihnen sein Herz hintergangen haben. Sein warmes und unschuldiges Herz hielt jeden, der seine Freundschaft aus Eigennutz suchte, für aufrichtig. Abirac war reich; er hatte, was andern fehlte. Man hat ihn so lange geschmeichelt, bis man ihn arm gemacht. Ich warnte ihn anfangs; allein Abirac hielt mich damals

mals für einen Menschenfeind. Da ich voraus sah, daß ihn die große Lehre der Klugheit nichts mehr kosten würde, als sein Vermögen, so sah ich zu, wie man ihn hintergieng. Weisheit kann mit keinen Schätzen zu theuer erkauft werden.

Abirac.

Ach, möchten sie alles haben, und ich nichts, als gesunde Hände; ich wollte es ihnen nicht misgönnen. Aber daß sie, die mich so oft versicherte, daß sie mich über alle Menschen liebte, daß sie keine Freuden in dieser Welt ohne mich empfinden könnte — — daß sie mich hintergangen hat. Da steckt der tiefe Schmerz.

Zaloc.

Ein Mädchen hätte dich hintergangen? Können die Meisterstücke der Schöpfung hintergehen? Die sind nicht, wie Semma, Semma kann das nicht.

Masillo.

Abirac glaubte eine Freundinn gefunden zu haben. Sie war aber so grausam, ihm zu schmeicheln und ihn glaubend zu machen, daß sie ihn liebte, da sie doch nur seinen Reichthum liebte. Doch, ihr seyd so glücklich, nicht zu wissen, was Reichthum ist. — Als er ihr eines Tages den größten Beweis seiner Freundschaft gegeben, als er ihr alles geschenkt, was er hatte, nichts für sich behielt, und sein ganzes Glück von ihr empfangen wollte — Da sagte sie und bewies, daß sie ihn nie geliebt hatte. Sie nahm Abirac alles,

um es einem Bösewicht zu geben. Das thut ihm so wehe — — Als er nun nichts mehr weg zu schenken hatte, da ließen ihn alle, die er bis dahin für seine Freunde gehalten hatte, allein.

Abirac.

Nein, du bliebst bey mir. Du hast mich nicht verlassen wollen, da ich aus Unmuth die Gesellschaft der Menschen flohe; und ich weis es, du wirst bey mir bleiben. Denn ich bleibe hier. Hier, bey Zaloc und Semma will ich sterben, und du bleibst auch hier. Und wir viere wollen eine ganze glückliche Welt seyn.

Masillo.

Ach, Abirac, wenn ich dich nicht überreden kann, wieder unter die Menschen zu gehen, so will ich bey dir bleiben. Aber glaube mirs, weder die Gesellschaft, noch die Einsamkeit macht uns glücklich, oder unglücklich. Laß das Herz rein und ruhig seyn; dann ist alles, wohin wir sehen, heiter. Du hast in Athen noch eine Freundinn. Meine Schwester hat — —

Abirac.

Deine Schwester? — — deine Schwester, die immer so kalt und entfernt gegen mich war?

Masillo.

Diese Kälte, diese Entfernung waren die Zeichen ihrer höchsten Freundschaft. Und wärest du nicht so reich gewesen, so wüßtest du längst, was ich dir jetzt sage.

sage. Jetzt kann ich dies sagen; nun fällt der Verdacht des Eigennutzes weg. Was meine Schwester hat, was ich habe, ist dein. Sey glücklich und kehre wieder nach Athen. Sey groß und suche so viel Menschen glücklich zu machen, als möglich ist. Man muß mit den Menschen leben, wenn man ihnen dienen will. Frage nicht, ob du ohne dein Vaterland leben kannst, sondern frage, ob das Vaterland deiner bedarf.

Abirac.

Ach, Masillo, laß mir Zeit! Du weist, mein Unmuth war zu groß, aber nicht ungerecht. Ich wollte die Einsamkeit wählen. Du wolltest mich nicht verlassen. Wenn du es foderst, muß ich dir folgen. Deine Schwester — — o! ich bin beschämt — — aber laß mir Zeit.

Masillo.

Unsere neuen Freunde sollen zwischen uns richten. Du, lieber Zaloc, hast ein edles Herz. Du möchtest gern vielen dienen; möchtest du mit uns ziehen?

Zaloc.

Wohin ihr wollt, wenn Semma will. Ich möchte gern bey euch seyn; ich liebe euch — aber, wo Semma ist, da kann, da mag ich seyn; sonst nirgends.

Semma.

Mit Zaloc soll mir jeder Ort süße seyn, wie ein Veilchenthal im Frühling. Aber, Masillo, ich sehe nicht, worinnen wir den Menschen können nützlich seyn!

seyn! Willst du nicht deine Schwester holen? Das muß ein liebes Mädchen seyn. Laß sie kommen, ich liebe sie schon. Dann wollen wir noch eine größere Hütte bauen. Wir haben Obst und Feigen genug auf den ganzen Winter; und auf den Sommer, da wächst immer so viel und mancherley.

Masillo.

O du theures unschuldiges Mädchen! Wäre ich nicht zu sehr von der Pflicht überzeugt, die es für Rechtschaffene nöthig macht, unter Menschen zu wohnen, wie gern wohnte ich hier! Aber, ich muß wenigstens Abirac nöthigen, mit mir zurück zu kehren, wenn ihr auch nicht wolltet.

Semma.

Du magst wohl Recht haben, Masillo. Was du sagst, scheint mir so weise. Wenn Zaloc will, du und Abirac es rathen, so will ich auch. Aber, bey euch müssen wir bleiben. Und weit von hier muß es nicht seyn. Ach, Zaloc, worauf unser Vater was aufgezeichnet hatte. (Er geht.) Ich muß zuweilen hieher gehen können, um die Ulmen vor der Hütte zu pflegen und alle Jahre Blumen zu streuen.

Masillo.

Es ist nicht weit. Du kannst oft mit uns hergehen.

Zaloc.

Zaloc.

Da, lieben Freunde, ist ein Blatt. Unser Vater gab es uns einst und sagte, wir sollten es wohl bewahren; und wenn uns etwa einmal ein Umstand unter Menschen führte, so sollten wir das zeigen, es würde alsdann gut für uns seyn, wenn es jemand verstünde, was darauf gezeichnet ist. Aber, er wollte nicht sagen, was die Figuren bedeuteten. (Er giebt das Blatt an Masillo.)

Masillo.

Abirac, wenn ich dir eine Freude verkündige, willst du gelassen seyn, und Morgen mit nach Athen zurück kehren? Aber, sey ruhig in deiner Freude.

Abirac.

Du machst, daß mein Herz ungewöhnlich stärker pocht. Aber ich will mich fassen. Und dein freundschaftlicher Rath soll meine Richtschnur seyn.

Masillo.

So höre: (Er liest.) „Der du dieses lieseſt, sey „redlich. Ein Todter bittet dich; bringe diese Un„schuldigen nach Athen. Zaloc ist mein Sohn. Sem„ma ist Simons und Damaris Tochter. Orontides.“

(Sie stehen alle vier erstaunt.)

Abirac.

Ach, Semma! Meine Schwester! Meine so oft beweinte Schwester! Du, Zaloc, mein Blutsfreund.

Zaloc.

Zaloc.

Ist Semma auch deine Schwester? Sie ist doch immer noch die meinige?

Semma.

Zaloc, ich bin immer die deinige. Bin ich dadurch, was auf dem Blatte steht, dir noch theurer, als erst? (zu Abirac) Verzeihe mirs, Abirac; ich habe es dir schon gesagt. So, wie ich Zaloc liebe, kann ich keinen Menschen lieben. Das kann ich nicht. Aber, ich habe dich doch sehr lieb. Ich wollte nicht gern, daß du uns verließest.

Masillo.

O welche glückliche Entdeckung! Stehst du noch an, mit uns nach Athen zurück zu kehren, Abirac?

Abirac.

Nein, ich wünschte, es wäre schon Morgen, daß ich Zaloc nach seines Vaters Gütern führen könnte. Aber, du mußt ihm als Freund beystehen. Ich will dich und deine Schwester bitten, mir zu verzeihen. Lieber Zaloc, liebe Semma, wie glücklich bin ich, euch gefunden zu haben! Der Himmel will uns vielleicht noch glücklich machen, weil er uns so wunderbar zusammen führt.

Zaloc.

O wie viel Gutes scheint mir das zu bedeuten, daß dieß Blat ihn so froh macht.

Semma.

Welch ein angenehmes Fest, auf jedem Gesicht Freude zu sehen. O ich glückliche Semma! Zaloc liebt mich, und meine Freunde sind frölich. Und ich soll noch eine Freundinn in Masillos Schwester finden.

Masillo.

Kommt, theuren Freunde, eilt, erquickt euch durch Speisen und Schlaf, daß wir morgen mit frischen Kräften die Reise nach Athen antreten, und auch meiner Schwester Herz vergnügt machen können. Ihre Freude wird nicht die kleinste seyn.

III.

Die Königinn Wunderlich.

Ein Mährchen

von

J. J. Roußeau.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0073
DFG

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1726562840/phys_0074
DFG

III.

Die Königinn Wunderlich.

Ein Mährchen.

Es war einstmals ein König, der sein Volk liebte — Das fängt, wie ein Feenmährchen an, unterbrach der Druide. Es ist auch eines, antwortete Jalamir. Es war also ein König, der sein Volk liebte, und der folglich von demselben angebetet wurde. Er hatte alle seine Bemühungen angewendet, um Minister zu finden, die seinen Absichten entsprächen: da er aber endlich die Thorheit eines solchen Suchens erkannt hatte, hatte er die Partey genommen, alles durch sich selbst zu thun, was er ihrer hitzigen Geschäfftigkeit entziehen konnte. Von dem sonderbaren Vorsatz eingenommen, seine Unterthanen glücklich zu machen, handelte er dieser Idee gemäß, und ein so besonderes Verhalten, gab ihm unter den Großen ein unaussprechlich lächerliches Ansehen; das Volk segnete ihn; aber bey Hofe wurde er für einen Thoren gehalten. Dieß ausgenommen, mangelte es ihm nicht an Verdiensten; er nennete sich auch Phönix.

Wenn dieser Prinz außerordentlich war, so hatte er eine Gemahlinn, die es nicht weniger war. Lebhaft, unbesonnen, ungleich, thöricht dem Kopfe, weise dem Herzen nach, gut durch ihr Temperament, boshaft aus Einfällen. Das ist in wenig Worten das Bild der Königinn. Wunderlich war ihr Name; ein berühmter Name, den sie von ihren Vorfahren in weiblicher Linie erhalten hatte, und dessen Ruhm sie würdig behauptete. Diese so berühmte und so vernünftige Person war das Vergnügen und die Marter ihres lieben Gemahls; denn sie liebte ihn auch sehr aufrichtig, vielleicht darum, weil es ihr so leicht war, ihn zu quälen. Ohngeachtet der gegenseitigen Liebe, die unter ihnen herrschte, brachten sie viele Jahre zu, ohne eine Frucht ihrer Vereinigung erhalten zu können. Der König war darum von Kummer durchdrungen, und die Königinn gerieth darüber in Ungeduld, welche dieser gute Prinz nicht allein empfand; sie ließ es jedermann fühlen, daß sie keine Kinder hatte; es war kein Hofmann, den sie nicht unbesonnen nach einem Mittel fragte, dergleichen zu erhalten, und den sie nicht wegen des schlechten Erfolgs zur Rede stellte.

Die Aerzte wurden nicht vergessen; denn die Königinn bewies gegen sie eine nicht gemeine Folgsamkeit, und sie verordneten keine Arzeney, die sie nicht sehr sorgfältig zubereiten ließ, um das Vergnügen zu haben, sie ihnen in dem Augenblick, da sie sie einnehmen sollte, ins Gesicht zu werfen. Die Derwische kamen auch an die Reihe; man mußte zu neuntägigen Gebeten, zu Gelübden und vorzüglich zu Opfern seine

Zuflucht

Zuflucht nehmen; und unglücklich waren die Diener der Tempel, wo Ihro Majestät als Pilgrim, hingiengen; sie durchsuchte alles, und unter dem Vorwand, eine fruchtbare Luft einzuathmen, ermangelte sie niemals in allen Zellen der Mönche das unterste zu oberst zu kehren. Sie trug auch ihre Reliquien, und kleidete sich wechselsweise mit allen ihren verschiedenen Kleidungsstücken; bald war es ein weißer Strick, bald ein lederner Gürtel, bald eine lange Mönchskappe, bald ein Skapular; es war keine Art von klösterlicher Maske, die ihre Andacht nicht anlegte; und da sie ein kleines munteres Gesicht hatte, das sie unter allen diesen Kleidungen reizend machte, so legte sie keine ab, ohne sich darinn malen zu lassen.

Endlich ward Himmel und Erde, durch die Menge so wohl verrichteter Andachtsübungen, und so weislich gebrauchter Arzeneyen, bewogen, die Wünsche der Königinn zu erhören; sie ward schwanger in dem Augenblick, da man deswegen zu verzweifeln anfieng. Man kann sich leicht die Freude des Königs und des Volks vorstellen; die Freude der Königinn gieng, wie alle ihre Leidenschaften, bis zur Ausschweifung. In ihrer Entzückung zerschlug und zerbrach sie alles; sie umarmte ohne Unterschied alles, was ihr vorkam; Mannspersonen, Frauenzimmer, Hofleute, Bediente; man war in Gefahr, erstickt zu werden, wenn man ihr begegnete. Sie kennete keine Freude, sagte sie, die derjenigen gleich wäre, ein Kind zu haben, dem sie nach allem ihren Gefallen, in den Augenblicken ihrer bösen Laune die Ruthe geben könnte.

Da man die Schwangerschafe der Königinn lange vergeblich erwartet hatte, so wurde sie für eine der außerordentlichen Begebenheiten gehalten, davon jedermann die Ehre haben wollte. Die Aerzte schrieben sie ihren Arzeneyen, die Mönche ihren Reliquien, das Volk seinen Gebeten, und der König seiner Liebe zu. Jeder nahm einen Antheil an dem Kinde, das gebohren werden sollte, als wenn es das seinige gewesen wäre, und alle thaten aufrichtige Wünsche für die glückliche Geburth des Prinzen; denn man wollte einen haben, und das Volk, die Großen und der König vereinigten ihr Verlangen in diesem Stück. Die Königinn nahm es sehr übel, daß man es sich einkommen ließ, ihr vorzuschreiben, wovon sie entbunden werden sollte, und erklärte, daß sie eine Tochter haben wollte, mit dem Zusatz, daß es ihr sehr sonderbar vorkäme, daß jemand sich unterstünde, ihr das Recht streitig zu machen, über ein Gut zu disponiren, daß ohne Widerspruch ihr allein gehörte.

Phönix wollte sie vergeblich auf andere Gedanken bringen; sie sagte ihm frey heraus, daß ihn das nichts angienge, und verschloß sich in ihr Cabinet, um zu maulen; eine ihr angenehme Beschäfftigung, welcher sie regelmäßig wenigstens sechs Monate des Jahres widmete.

Der König begriff sehr wohl, daß die Einfälle der Mutter nicht das Geschlecht des Kindes bestimmen würden; aber er war darüber in Verzweiflung, daß sie ihre Verkehrtheiten dem ganzen Hof zum Schauspiel machte. Er hätte alles der Welt aufgeopfert,

damit

damit die allgemeine Achtung die Liebe, die er gegen sie hatte, gerechtfertiget hätte, und der Lärmen, den er bey dieser Gelegenheit sehr zur Unzeit machte, war nicht die einzige Thorheit, die ihn die lächerliche Hoffnung, seine Frau vernünftig zu machen, begehen ließ.

Da er nicht mehr wußte, welchen Heiligen er anrufen sollte, so nahm er seine Zuflucht zur Fee Bedachtsam, (Discrette), seiner Freundinn und der Beschützerinn seines Königreichs. Die Fee rieth ihm, die Wege der Sanftmuth zu versuchen, das ist, die Königinn um Vergebung zu bitten. Der einzige Zweck aller Einfälle der Frauenzimmer ist, sagte sie zu ihm, den männlichen Uebermuth ein wenig zu demüthigen, und die Männer zu dem Gehorsam, der ihnen zukömmt, zu gewöhnen. Das beste Mittel, das sie haben, die Ausschweifungen ihrer Gemahlinn zu heilen, ist, daß sie mit ihr ausschweifen. So bald sie aufhören werden, ihren Einfällen entgegen zu seyn, so bald wird sie aufhören, dergleichen zu haben; und um weise zu werden, wartet sie nur, bis daß sie sie zu einem vollkommenen Thoren gemacht hat. Machen sie also die Sache mit gutem Anstand, und geben sie bey dieser Gelegenheit nach, um das zu erhalten, was sie bey einer andern wünschen. Der König glaubte der Fee, und da er sich, um ihren Rath zu folgen, in die Gesellschaft der Königinn begeben hatte, so nahm er sie beyseite, sagte ihr ganz sachte, daß es ihm verdröße, zur Unzeit widersprochen zu haben, und daß er sich bemühen wollte, inskünftige durch seine Ge-

fälligkeit gegen sie das aufgebrachte Wesen zu ersetzen, das in seine Reden einen Einfluß gehabt, da er unhöflich wider sie gestritten hätte.

Wunderlich, welche fürchtete, daß die Sanftmuth des Phönix sie allein bey dieser Sache lächerlich machen möchte, eilte, ihm zu antworten, daß sie unter dieser ironischen Entschuldigung noch mehr Stolz sähe, als in den vorigen Streitigkeiten; weil aber das Unrecht eines Mannes eine Frau nicht berechtigte, auch Unrecht zu thun, so gebe sie bey dieser Gelegenheit nach, wie sie immer gethan hätte. Sie setzte ganz laut hinzu: Mein Fürst und mein Gemahl befiehlt mir, einen Sohn zu gebähren, und ich kenne meine Pflicht zu gut, als daß ich es an dem Gehorsam gegen ihn sollte ermangeln lassen. Ich weis wohl, daß, wenn Se. Majestät mich mit den Beweisen ihrer Zärtlichkeit beehret, es weniger aus Liebe zu mir, als aus Liebe zu seinem Volk geschiehet, dessen Vortheil ihn nicht weniger des Nachts, als bey Tage, beschäfftiget. Ich muß einer so edlen Uneigennützigkeit nachfolgen, und ich werde mir vom Divan eine unterrichtende Schrift von der Anzahl und dem Geschlecht der Kinder, die sich für die königliche Familie schicken, ausbitten; eine zum Besten des Staats wichtige Schrift, aus welcher eine jede Königinn lernen muß, wie sie ihr Verhalten des Nachts einrichten soll.

Diese schöne Rede wurde von der ganzen Versammlung mit vieler Aufmerksamkeit angehöret, und ich überlasse es ihnen, zu denken, welche Ausbrüche

vor

vor Lachen ziemlich ungeschickt erstickt wurden. Ach! sagte der König betrübt, indem er heraus gieng, und die Schultern zuckte; ich sehe wohl, daß man, wenn man eine närrische Frau hat, es nicht vermeiden kann, ein Narr zu werden.

Die Fee Bedachtsam, deren Geschlecht und Name oft einen lustigen Contrast in ihrem Charakter machte, fand diesen Streit so ergötzend, daß sie sich bis an das Ende damit zu belustigen entschloß. Sie sagte öffentlich dem König, daß sie die Kometen, die bey der Geburt der Prinzen präsidiren, zu Rathe gezogen hätte, und daß sie ihm dafür gut seyn könne, daß das Kind, das ihm gebohren werden würde, ein Sohn seyn würde; aber ingeheim versicherte sie die Königinn, daß sie eine Tochter haben würde.

Diese Nachricht machte die Königinn mit einem Mal so vernünftig, als sie bis dahin eigensinnig gewesen war. Mit einer unendlichen Sanftmuth und Gefälligkeit nahm sie alle mögliche Maasregeln, um den König und den ganzen Hof betrübt zu machen. Sie eilte, eine der prächtigsten Wiegen machen zu lassen, indem sie sich stellte, als wenn sie für einen Sohn so schicklich, als für eine Tochter lächerlich werden sollte; man mußte in dieser Absicht viele Moden ändern; aber alles das kostete ihr nichts. Sie ließ ein schönes Ordensband, das ganz von Edelsteinen glänzte, zurecht machen, und wollte durchaus, daß der König schon vorher den Hofmeister und Lehrer des jungen Prinzen ernennen sollte.

So

So bald sie sicher war, daß sie eine Tochter zur Welt bringen würde, redete sie nur von ihrem Sohn, und unterließ keine unnützliche Vorsicht, welche diejenige, die nöthig war, in Vergessenheit bringen konnte. Sie brach in ein heftiges Gelächter aus, wenn sie sich das erstaunende und dumme Betragen der Großen und der obrigkeitlichen Personen vorstellte, die ihre Niederkunft mit ihrer Gegenwart schmücken sollten. Mich dünkt, sagte sie zur Fee, auf der einen Seite unsern ehrwürdigen Kanzler zu sehen, wie er eine große Brille aufsetzt, das Geschlecht des Kindes zu bestätigen, und auf der andern Se. heilige Majestät, wie sie die Augen niederschlagen und stammelnd sagen: Ich glaubte — — die Fee hatte mir doch gesagt — — meine Herren, ich bin nicht Schuld daran — — und andere eben so geistvolle Aussprüche, welche von den Gelehrten des Hofs gesammlet, und bald bis an die äußersten Grenzen Indiens würden gebracht werden.

Sie stellte sich mit einem boshaften Vergnügen die Unordnung und Verwirrung vor, worein diese wunderbare Begebenheit die ganze Versammlung setzen würde. Sie sahe schon im Voraus im Geist die Streitigkeiten der Damen des Schlosses, um in diesem unerwarten Augenblick die Rechte ihrer wichtigen Aemter zu fodern, zu berichtigen, zu vereinigen; sie sahe den ganzen Hof um eine Kinderhaube in Bewegung.

Bey dieser Gelegenheit war es auch, daß sie den anständigen und geistvollen Gebrauch erfand, dem neugebohr-

bohrnen Prinzen durch die vornehmsten Magistratspersonen eine Bewillkommungsrede halten zu lassen. Phönix wollte ihr vorstellen, daß dieses der obrigkeitlichen Würde schimpflich seyn, und das ganze Hof-Cerimoniel äußerst komisch machen würde, wenn sie in großer Feyerlichkeit mit prächtigen Worten einen kleinen Knaben anreden sollten, ehe er sie verstehen, oder wenigstens darauf antworten könnte.

Und desto besser, erwiederte die Königinn lebhaft, desto besser für ihren Sohn! Würde er nicht nur allzu glücklich seyn, wenn die Dummheiten, die sie ihm zu sagen haben, erschöpft würden, ehe er sie verstünde, und wollen Sie, daß man ihm für sein vernünftiges Alter Reden aufspare, die ihn närrisch machen könnten? Lassen Sie sie um Gottes Willen alles, was sie wollen, reden, indem man gewiß ist, daß er nichts davon verstehet, und daß er dabey den wenigsten Ueberdruß empfindet; Sie müssen übrigens wissen, daß man nicht immer so gut dabey wegkömmt. — — Man mußte dieses geschehen lassen, und auf ausdrücklichen Befehl Seiner Majestät fiengen die Präsidenten des Senats und der Akademien an, Aufsätze zu machen, zu studieren, auszubessern, und ihren Vaumoriere und ihren Demosthenes durchzublättern, um zu einem Embrio reden zu lernen.

Endlich kam der kritische Augenblick. Die Königinn empfand die ersten Schmerzen mit Entzückungen von Freude, womit man sonst bey solcher Gelegenheit sich nicht abgiebt. Sie beklagte sich mit so gutem

An-

Anstande, und weinte mit einem so lächelnden Gesicht, daß man hätte glauben sollen, es wäre ihr größtes Vergnügen, zu gebähren.

Es war sogleich im Pallast ein erschreckliches Lärmen. Einige liefen und suchten den König, andere die Prinzen, andere die Minister, andere den Senat: die mehresten und die eifrigsten giengen, um zu gehen, und, da sie ihre Tonne, wie Diogenes, fort wälzeten, war ihr ganzes Geschäffte, sich ein geschäfftiges Ansehen zu geben. In dem Eifer, so viel nothwendige Personen zusammen zu bringen, war die letzte Person, woran man dachte, der Geburtshelfer; und der König, den seine Unruhe außer sich setzte, hatte aus Irrthum nach einer Hebamme geschickt. Diese Unbedachtsamkeit erregte unter den Damen ein unmäßiges Gelächter, welches, mit der guten Laune der Königinn verbunden, die Entbindung zur allerlustigsten machte, von der man jemals hatte reden hören.

Obgleich die Königinn so gut als möglich, das Geheimniß der Fee bewahret hatte, so war es doch unter den Frauenzimmern ihres Hauses bekannt geworden, und diese bewahrten es selbst so getreu, daß es drey Tage währte, bis daß es sich in der ganzen Stadt verbreitete: so, daß es nicht lange währte, daß nur der König allein nichts davon wußte. Jeder war also auf die Scene, die zubereitet wurde, aufmerksam, indem das öffentliche Beste allen Neugierigen einen Vorwand gab, sich auf Kosten der königlichen

lichen Familie zu belustigen; sie machten sich ein Vergnügen daraus, das Betragen Ihrer Majestäten auszuforschen und zu sehen, wie, bey zwey widersprechenden Verheissungen, die Fee sich aus der Sache herauswickeln und ihr Ansehen erhalten könnte.

Nun, gnädiger Herr, sagte Jalamir zum Druiden, indem er sich unterbrach; gestehen Sie nur, daß es blos auf mich ankömmt, Sie nach allen Regeln ungeduldig zu machen; denn Sie merken wohl, daß dieß der Augenblick der Ausschweifungen, der Betrachtungen, der Schilderungen, und der Menge von schönen Sachen ist, die ein jeder witziger Schriftsteller zu rechter Zeit an der interessantesten Stelle vorbringet, um seine Leser zu mißhandeln. Wie, bey Gott! sagte der Druide, bildest du dir ein, daß es Narren genug giebt, um allen diesen Witz zu lesen? Lerne, daß man allezeit witzig genug ist, ihn zu übergehen, und daß man zum Verdruß des Herrn Schriftstellers seine ausgekramte Waare mit den Blättern seines Buchs wieder zugedeckt hat. Und du, der du hier den Vernünftler vorstellest, denkest du, daß es, um die Zurechnung einer Dummheit zu vermeiden, genung sey, wenn du sagst, daß es nur auf dich ankäme, sie zu begehen? Wahrhaftig, du durftest es nur sagen, um es zu beweisen; und zum Unglück habe ich nicht einmal das Hülfsmittel, die Blätter umzuwenden. Trösten Sie sich, sagte Jalamir leise zu ihm, andere werden sie für Sie umwenden, wenn man dieses jemals schreibt. Indeß betrachten Sie, daß

itzt

itzt der ganze Hof in dem Zimmer der Königinn versammlet ist, und daß dieses die schönste Gelegenheit ist, die ich jemals haben werde, Ihnen so durchlauchtige Originale zu schildern, und die einzige vielleicht, die Sie haben werden, sie kennen zu lernen. Gott höre dich an, erwiederte der Druide auf eine lustige Art! Ich werde sie nur allzugut aus ihren Handlungen kennen lernen. Laß sie denn handeln, wenn deine Geschichte ihrer bedarf, und sage kein Wort von ihnen, wenn sie unnütz sind; ich will keine andere Gemälde, als die handelnden. Weil es kein Mittel giebt, sagte Jalamir, mit meiner Erzählung ein wenig Metaphysik zu verbinden, so will ich sie in aller Einfalt fortsetzen. Aber erzählen, um zu erzählen, ist so platt — — Sie wissen nicht, wie viel Schönes Sie verlieren werden! Helfen Sie mir, ich bitte Sie, daß ich mich wieder zurechte finde, denn die Philosophie hat mich so hingerissen, daß ich nicht mehr weis, wo ich in meiner Erzählung stehen blieb.

Bey der Königinn, sagte der ungeduldige Druide, deren Niederkunft dir so viel Mühe macht, und mit welcher du mich seit einer Stunde in Geburtsschmerzen lässest. O, erwiederte Jalamir, glauben Sie, daß die Kinder der Könige wie Drosselneyer gelegt werden? Sie werden sehen, ob es nicht der Mühe werth war, zu peroriren. Die Königinn zog endlich, nach vielem Geschrey und Lachen, die Neugierigen aus ihren Sorgen, und die Fee aus ihren listigen Streichen, indem sie eine Tochter und einen Sohn

zur

zur Welt brachten, die schöner als die Sonne und der Mond, und sich so ähnlich waren, daß man Mühe hatte, sie zu unterscheiden: man machte sich daher auch ein Vergnügen daraus, sie in ihrer Kindheit einerley zu kleiden.

In diesem so erwünschten Augenblick vergaß der König der Majestät, um sich ganz der Natur zu überlassen, und begieng Ausschweifungen, die er zu einer andern Zeit nicht die Königinn hätte begehen lassen. Das Vergnügen, Kinder zu haben, machte ihn selbst so sehr zum Kinde, daß er auf seinen Balkon lief, und dem Volk aus vollem Halse zurufte: Meine Freunde, freuet euch alle, mir ist ein Sohn, euch ein Vater, und meiner Frau eine Tochter gebohren. Die Königinn, die sich zum ersten Mal in ihrem Leben bey solchem Fest befand, wurde nicht ihr ganzes Werk gewahr; und die Fee, die ihren wunderlichen Geist kannte, begnügte sich, ihrem Wunsch gemäß, ihr anfänglich eine Tochter anzukündigen. Die Königinn ließ sich dieselbe bringen, und welches die Zuschauer in Erstaunen setzte, umarmte sie sie zwar zärtlich, aber mit Thränen in den Augen, und mit einem traurigen Gesicht, das mit ihrem bisherigen Betragen schlecht übereinstimmte. Ich habe schon gesagt, daß sie ihren Gemahl aufrichtig liebte, sie war von der zärtlichen Unruhe, die sie während ihrer Schmerzen in seinen Blicken gelesen hatte, gerührt. Sie hatte, zu einer in der That sonderbar gewählten Zeit, Betrachtungen über ihre Grausamkeit, einen so guten Mann zu kränken, angestellt; und als man ihr ihre Tochter brachte,

so dachte sie nur an den Kummer, den der König darüber, daß er keinen Sohn hätte, empfinden würde. Bedachtsam, welche der Geist ihres Geschlechts und die Eigenschaften, die sie als Fee besaß, leicht in den Herzen lesen lehrten, sahe sogleich ein, was in dem Herzen der Königinn vorgieng, und da sie keine Ursache mehr hatte, ihr die Wahrheit zu verheelen, so ließ sie den jungen Prinz bringen. Da die Königinn sich von ihrer Bestürzung wieder erholet hatte, so fand sie das Mittel so lustig, daß sie in ein so heftiges Gelächter ausbrach, welches in dem Zustand, darinnen sie sich befand, gefährlich war. Sie war so schlecht, man hatte so viel Mühe, ihre Gesundheit wieder her zu stellen, und der lebhafteste Schmerz würde der entzückenden Freude in dem Herzen des Königs und in den Gesichtern der Hofleute gefolgt seyn, wenn die Fee nicht für ihr Leben gut gesagt hätte.

Aber, das sonderbarste in dieser ganzen Begebenheit war dieses. Der geheime Kummer, den die Königinn darüber hatte, daß sie ihren Gemahl gequält, machte, daß sie den jungen Prinzen mehr, als seine Schwester liebte, und der König, der die Königinn anbetete, zeigte eben die vorzügliche Liebe gegen die Tochter, die sie gewünscht hatte. Die auf andere Gegenstände gerichteten Liebkosungen, die diese Eheleute, als die einzigen in ihrer Art, sich einander machten, wurden bald ein entschiedener Geschmack, und die Königinn konnte so wenig ihren Sohn, als der König seine Tochter entbehren.

Dieser

Dieser doppelte Erfolg machte dem ganzen Volk ein großes Vergnügen, und stillte wenigstens auf eine Zeitlang die Furcht, daß es ihm an einem Herrn fehlen würde. Die starken Geister, die der Versprechungen der Fee gespottet hatten, wurden nun wiederum verspottet. Aber, sie hielten sich nicht für überwunden, indem sie sagten, daß sie der Fee nicht einmal die Untrüglichkeit der Lügen zugestünden, noch ihren Weissagungen die Kraft, die Dinge, die sie verkündigte, unmöglich zu machen. Andere, die sich auf die vorzügliche Liebe gründeten, welche sich zu erklären anfieng, trieben die Unverschämtheit so weit, daß sie behaupteten, der Erfolg hätte die Weissagung zur Lügen gemacht, indem die Königinn einen Sohn, und der König eine Tochter erhalten hätte.

Indem alles zur Pracht der Taufe der beyden Neugebohrnen zubereitet wurde, und da der menschliche Stolz sich fertig machte, demüthig vor den Altären der Götter zu glänzen — — Warte einen Augenblick, unterbrach ihn der Druide; du verwirrest mich auf eine erschreckliche Art; sage mir doch, an welchem Ort wir sind. Anfänglich, um die Königinn schwanger zu machen, führest du sie unter Reliquien und Mönchskappen herum. Hernach lässest du uns mit einem Mal nach Indien reisen. Itzt redest du von der Taufe, und gleich darauf von den Altären der Götter. Beym großen Tharamis, ich weis nicht mehr, ob wir, bey der Ceremonie, die du zubereitest, den Jupiter, die heilige Jungfrau oder den Ma-

homet anbeten werden. Mir, als Druiden, ist zwar wenig daran gelegen, ob deine beyden Marionetten getauft oder beschnitten wären, aber man muß doch das Costüme beobachten, und mich nicht der Gefahr aussetzen, daß ich einen Bischof für einen Mufti und das Meßbuch für den Koran halte. Ein großes Unglück, sagte Jalomir; so scharfsinnige Leute, als Sie, könnten sich wohl dabey betrügen? Gott bewahre alle die Prälaten vor Unglück, welche Seraille haben, und das Latein des Breviarium für Arabisch halten! Gott gebe allen rechtschaffenen Scheinheiligen Friede, welche der Intoleranz des Propheten von Mekka nachfolgen und immer bereit sind, das menschliche Geschlecht zur Ehre des Schöpfers heilig umzubringen. Aber Sie müssen sich erinnern, daß wir in einem Lande der Feen sind, wo man niemand um des Bestens seiner Seele willen in die Hölle schickt; wo man sich nicht einfallen lässet, den Leuten nach der Vorhaut zu suchen, um sie zu verdammen, oder loszusprechen; und wo der Bischofshut und der Turban auf gleiche Art die heiligen Köpfe bedecken, um in den Augen der Weisen zum Unterscheidungszeichen und in den Augen der Thoren zum Schmuck zu dienen. Ich weis wohl, daß die Gesetze der Geographie, die alle Religionen der Welt ordnen, es wollen, daß die beyden Neugebohrnen Muselmänner seyn; aber man beschneidet nur das männliche Geschlecht; und es ist nöthig, daß meine Zwillinge alle beyde mit einer heiligen Ceremonie versehen werden. Finden Sie es also für gut, daß ich sie taufe? Mache, was du willst, sagte

der

der Druide; das ist bey meiner priesterlichen Ehre der beste Bewegungsgrund zu einer Wahl, wovon ich in meinem Leben habe reden hören.

Jalomir fuhr fort: Die Königinn, der es gefiel, die ganze Etikette umzustoßen, wollte nach sechs Tagin aufstehen, und den siebenten ausgehen, unter dem Vorwand, daß sie sich wohl befände: in der That säugete sie ihre Kinder. Ein verhaßtes Beyspiel, dessen Folgen alle Frauen ihr sehr lebhaft vorstellten. Fantaske aber, die die von der sich verbreitenden Milch entstehenden Uebel fürchtete, behauptete, daß es für das Vergnügen des Lebens keine verlohrnere Zeit gebe, als diejenige, die nach dem Tode kömmt, und daß der Busen einer todten Frau noch eher verwelke, als der Busen einer Amme; und sie setzte mit dem Ton einer Duegne hinzu, daß in den Augen eines Mannes keine schönere Brust wäre, als die Brust einer Frau, die ihre Kinder säuget. Dieser eingeschobene Gedanke an die Männer in Sachen, die sie so wenig angehen, erregte ein starkes Gelächter unter den Damen, und die Königinn, die zu artig war, als daß sie es ungestraft seyn sollte, schien ihnen von der Zeit an, ohngeachtet ihrer Launen, fast eben so lächerlich, als ihr Gemahl, zu seyn, den sie aus Spott den Bürger von Vaugirard nannten.

Ich sehe dich kommen, sagte sogleich der Druide, du wolltest mir unmerklich die Rolle des Schachbahan geben, und mich zu der Frage verleiten, ob es ein Vaugirard in Indien, wie ein Madrit im Holz von

Boulogne, eine Oper in Paris, und einen Philosophen am Hofe gebe. Setze aber nur deine Rapsodie fort, und lege mir keine Fallstricke mehr: denn da ich weder verheirathet, noch Sultan bin, so ist es nicht der Mühe werth, ein Thor zu seyn.

Jalomir sagte, ohne dem Druiden zu antworten: Da endlich alles bereit war, so wurde der Tag bestimmt, an welchem den Neugebohrnen die Pforten des Himmels geöffnet werden sollten. Die Fee begab sich bey frühem Morgen nach dem Pallast, und erklärte dem durchlauchtigen Ehepaar, daß sie jedem ihrer Kinder ein ihrer Geburt und ihrer Macht würdiges Geschenk machen wollte. Ich will, sagte sie, ehe das magische Wasser sie meinem Schutz entziehet, sie mit meinen Gaben bereichern und ihnen wirksamere Namen geben, als die Namen aller Dummköpfe im Calender sind, weil sie Vollkommenheiten ausdrücken werden, womit ich sie zugleich zu begaben sorgen werde. Da sie aber besser, als ich, die Eigenschaften kennen müssen, welche zum Glück ihrer Familie und ihrer Völker dienen, so wählen sie selbst, und machen sie also durch eine einzige Handlung des Willens in Ansehung eines jeden ihrer Kinder, was zwanzig Jahre der Erziehung selten in der Jugend ausrichten, und was die Vernunft nicht mehr in einem reifern Alter thut.

Alsbald entstand ein großer Streit unter den beyden Ehegatten. Die Königinn wollte allein nach ihrer Fantasie den Charakter ihrer ganzen Familie ordnen,

nen, und der gute König, der die ganze Wichtigkeit einer solchen Wahl empfand, wollte sie nicht den Einfällen einer Frau überlassen, deren Thorheiten er ehrte, ohne daran Theil zu nehmen. Phönix wollte Kinder haben, die einmal vernünftige Leute würden; Wunderlich wollte lieber artige Kinder haben; und wenn sie nur im sechsten Jahr in die Augen fielen, so bekümmerte sie sich sehr wenig darum, ob sie im dreyßigsten Thoren würden. Die Fee bemühete sich umsonst, ihre Majestäten zu vereinigen; bald war der Charakter der Neugebohrnen nicht mehr der Vorwand des Streits, und es kam nicht darauf an, Recht zu haben, sondern sich unter einander durch gegenseitige Gründe zum Nachgeben zu bewegen.

Endlich ersann Bedachtsam ein Mittel, alles so einzurichten, daß sie niemanden Unrecht gab; es sollte nämlich ein jedes nach seinem Gefallen über das Kind seines Geschlechts den Ausspruch thun. Der König billigte ein Mittel, das für das Wesentliche sorgte, indem es den Erben der Krone vor den wunderlichen Einfällen der Königinn in Sicherheit setzte; und da er die beyden Kinder auf dem Schooß ihrer Hofmeisterinn sahe, so eilte er, sich des Prinzen zu bemächtigen, und sahe zugleich seine Schwester mit mitleidigen Blicken an. Wunderlich aber, die desto aufgebrachter war, je weniger sie recht hatte, es zu seyn, lief gleichsam außer sich auf die junge Prinzeßinn zu, und sagte, indem sie sie auch in ihren Armen hielt: Ihr vereiniget euch alle, mich zu reizen; damit aber der Eigensinn

des Königs wider seinen Willen einem dieser Kinder zum Vortheil gereiche, so erkläre ich, daß ich für dasjenige, was ich halte, das Gegentheil von dem fodere, was er für das andere fodern wird. Wählen Sie itzt, sagt sie zum König mit einem triumphirenden Gesicht, und weil Sie so viel Vergnügen daran finden, alles anzuordnen, so entscheiden Sie mit einem einzigen Wort das Schicksal Ihrer ganzen Familie. Der König und die Fee bemüheten sich vergeblich, sie von einem Entschluß abzubringen, die diesen Prinz in eine außerordentliche Unruhe setzte; sie wollte nicht nachgeben, und sagte, daß sie sich sehr über ein Mittel freuete, das auf ihre Tochter alles Verdienst bringen würde, das der König seinem Sohn nicht geben könnte. Ach, sagte dieser Prinz vor Unwillen verdrießlich, Sie haben für Ihre Tochter nie etwas anders, als Abscheu gehabt, und sie beweisen es in der wichtigsten Gelegenheit ihres Lebens; aber, setzte er in einem Ausbruch des Zorns, darüber er nicht Herr war, hinzu, um sie Ihnen zum Verdruß vollkommen zu machen, verlange ich, daß dieses Kind hier ihnen ähnlich sey. Desto besser für Sie und für ihn, erwiederte lebhaft die Königinn; aber ich werde gerächet seyn, und Ihre Tochter wird Ihnen ähnlich seyn. Kaum waren diese Worte von beyden Seiten mit einem Ungestüm ohne Beyspiel ausgesprochen, daß der über seine Unbesonnenheit verzweifelnde König sie gerne zurück zu haben wünschte; aber, es war geschehen, und die beyden Kinder waren ohne Rückkehr mit den verlangten Charakteren begabet. Der junge Prinz erhielt den Namen

Eigen-

Eigensinn; und die Tochter wurde Prinzeßinn Vernunft genannt; ein sonderbarer Name, den sie so berühmt machte, daß kein Frauenzimmer ihn nachher zu führen wagte.

Der künftige Thronfolger war also mit allen Vollkommenheiten eines artigen Frauenzimmers geschmückt, und die Prinzeßinn seine Schwester dazu bestimmt, daß sie einmal alle Tugenden eines rechtschaffenen Mannes, und die Eigenschaften eines guten Königs besäße; ein Loos, das sich eben nicht für sie schickte, das aber nun nicht abgeändert werden konnte. Das lustigste war, daß bey der gegenseitigen Liebe der beyden Ehegatten, die in diesem Augenblick mit aller der Stärke wirkte, welche ihr allezeit, aber oft zu späte, die wesentlichen Gelegenheiten gaben, und bey der vorzüglichen Liebe zu dem einen ihrer Kinder, die nicht zu wirken aufhörete, jedes unter ihnen dasjenige von seinen Kindern, was ihm am ähnlichsten seyn sollte, als ein solches ansahe, das zum schlechtesten begabt war, und weniger daran dachte, ihm Glück zu wünschen, als es zu beklagen. Der König nahm seine Tochter in seine Arme, drückte sie zärtlich und sagte: Ach! Wozu würde die Schönheit selbst deiner Mutter dienen, ohne ihre Gabe, sie zu gebrauchen? Du wirst zu vernünftig seyn, um jemand in dich verliebt zu machen! Wunderlich, die achtsamer in Ansehung ihrer eigenen Wahrheiten war, sagte nicht alles, was sie von der Weisheit des künftigen Königs dachte; aber bey dem traurigen Gesicht, womit sie ihn liebko-

sete, konnte man leicht daran zweifeln, daß sie im Grunde des Herzens eine große Meynung von seinem Loose hätte. Der König indessen, der sie mit einer Art von Verwirrung ansahe, machte ihr einige Vorwürfe über das, was vorgegangen war. Ich empfinde mein Unrecht, sagte er: aber es ist Ihr Werk; unsere Kinder würden besser, als wir, gewesen seyn; Sie sind Ursache, daß sie uns nur ähnlich seyn werden. Sie sprang sogleich ihrem Mann entgegen, umarmte ihn und sagte: Wenigstens bin ich gewiß, daß sie sich so sehr, als möglich ist, lieben werden. Phönix, der durch das Zärtliche in diesem Einfall gerührt wurde, tröstete sich durch die Betrachtung, wozu er so oft Gelegenheit hatte, daß in der That die natürliche Güte, und ein empfindsames Herz zureichend wären, alles zu ersetzen.

Ich errathe das übrige so gut, sagte der Druide, indem er den Jalomir unterbrach, daß ich die Erzählung für dich endigen wollte. Dein Prinz Eigensinn wird allen Menschen zur Plage, und zu gut der Nachahmer seiner Mutter seyn, als daß er nicht ihr zur Marter seyn sollte. Er wird das Königreich umstürzen, indem er es verbessern will. Um seine Unterthanen glücklich zu machen, wird er sie zur Verzweiflung bringen, indem er das Unrecht, das er thut, immer andern zuschreiben wird; ungerecht aus Unvorsichtigkeit wird er neue Fehler begehen, um die ersten zu ersetzen. Da die Weisheit ihn niemals leiten wird, so wird das Gute, das er sich zu thun vornehmen wird,

das

das Böse, was er gethan hat, vergrößern. Mit einem Wort, ob er gleich im Grunde gut, großmüthig, empfindsam ist, so werden doch seine Tugenden selbst ihm zum Nachtheil gereichen, und die bloße Unbesonnenheit, mit aller seiner Macht vereiniget, wird ihn verhaßter machen, als es eine überlegte Bosheit gethan haben würde. Auf der andern Seite wird deine Prinzeßinn Vernunft, die neue Heldinn des Landes der Feen, ein Wunder der Weisheit und Klugheit werden, und, ohne Anbeter zu haben, sich dem Volk so beliebt machen, daß jeder wünschen wird, von ihr beherrscht zu werden; ihre gute, ihr selbst und jedermann vortheilhafte Aufführung wird nur ihrem Bruder Schaden thun, dessen Fehler man ihren Tugenden entgegen setzen wird, und dem das öffentliche Vorurtheil alle Mängel, die sie nicht hat, beylegen wird, wenn er sie selbst auch nicht hätte. Es wird die Rede davon seyn, die Ordnung der Thronfolge umzukehren, und den Gecken dem Spinnrade, und das Schicksal des Reichs der Vernunft zu unterwerfen. Die Doctoren werden mit Nachdruck die Folgen eines solchen Beyspiels anzeigen und beweisen, daß es besser sey, daß das Volk blindlings den Rasenden gehorche, die das Schicksal ihm zu Herren geben kann, als daß es sich selbst vernünftige Oberhäupter wähle; daß, ob man gleich einem Narren die Besorgung seines eigenen Vermögens untersagt, es doch gut sey, ihm die höchste Herrschaft über unsere Güter und über unser Leben zu lassen; daß der unsinnigste Mann auch der

wei-

weiseſten Frau vorzuziehen ſey, und daß, nach einer guten Politik, dem Willen des Mannes, oder des Erſtgebohrnen, wenn es auch ein Affe, oder ein Wolf wäre, eine Heldinn oder ein Engel, der nach ihm gebohren iſt, gehorſam ſeyn müſſe. Die Unzufriedenen werden hiewider Einwürfe und Gegenantworten machen, worinnen du, Gott weis, wie? deine ſophiſtiſche Beredſamkeit zeigen wirſt; denn ich kenne dich; du läſſeſt alsdenn inſonderheit deine Galle mit Wolluſt aus, wenn du das, was geſchiehet, läſtern kannſt; und deine bittere Freymüthigkeit ſcheint ſich an der Bosheit der Menſchen zu ergötzen, bey dem Vergnügen, das ſie hat, ſie ihnen vorzuwerfen.

Zum Henker, Vater Druide, welche Schlüſſe machen Sie! ſagte Jalomir ganz erſtaunt! Welch ein Fluß von Worten! Wo Teufel haben Sie ſo ſchöne Tiraden hergenommen? Sie predigten in Ihrem Leben nicht ſo gut in dem heiligen Hayn, ob Sie gleich darinnen nicht wahrer, redeten. Wenn ſich Sie fort reden ließe, ſo würden Sie aus einem Feenmärchen bald eine politiſche Abhandlung machen; und man würde bald in den Cabinetern der Fürſten, anſtatt des Machiavel, Blaubart oder Eſelshaut finden. Aber, ſetzen Sie ſich nicht in ſo große Unkoſten, um das Ende meines Mährchens zu errathen.

Um Ihnen zu zeigen, daß die Entwickelungen nicht, wenn es noth iſt, fehlen, will ich in vier Worten

ten eine anführen, die nicht so gelehrt, wie die Ihrige, aber wenigstens eben so natürlich und gewiß unerwarteter ist.

Wissen Sie also, daß, da die beyden Zwillinge, wie ich schon bemerket habe! sich sehr ähnlich an Gestalt und auf einerley Art gekleidet waren, der König, der seinen Sohn zu haben glaubte, in dem Augenblick des Einflusses seine Tochter in seinen Armen hielt, und daß die Königinn, durch die Wahl ihres Mannes betrogen, auch ihren Sohn für ihre Tochter ergriffen hatte. Die Fee machte sich diesen Irrthum zu Nutze, um die beyden Kinder, auf die für sie schicklichste Art zu begaben. Eigensinn war also der Name der Prinzeßinn, Vernunft der Name des Prinzen, ihres Bruders, und, den wunderlichen Einfällen der Königinn zum Verdruß, befand sich alles in der natürlichen Ordnung. Da Vernunft nach dem Tode des Königes auf den Thron gekommen war, so that er viel Gutes und machte sehr wenig Geräusch; da er mehr seine Pflichten zu erfüllen, als sich Ruhm zu erwerben suchte, so bekriegete er so wenig die Fremden, als er gegen seine Unterthanen Gewaltthätigkeiten ausübte; er erhielt daher mehr Segen, als Lob. Alle unter der vorigen Regierung entworfenen Projekte wurden unter dieser ausgeführt; und da die zweymal glücklichen Völker von der Beherrschung des Vaters unter die Herrschaft des Sohns gekommen waren, so glaubten sie nicht, daß sie ihren Herrn verändert hätten. Nachdem die Prinzeßinn Eigensinn einer Menge von zärtlichen und liebenswür-

würdigen Liebhabern das Leben oder die Vernunft geraubt hatte, wurde sie endlich an einen benachbarten König vermählt, den sie vorzog, weil er den längsten Knebelbart hatte, und zum besten auf einem Bein hüpfend sprang. Was die Königinn Wunderlich betrifft, so starb sie, weil sie den Fuß eines Hühnchens in einem Ragout nicht verdauen konnte, welches sie essen wollte, ehe sie sich in das Bette legte, wo der König sie an einem Abend ungeduldig erwartete, da sie durch häufige Reizungen ihn vermocht hatte, bey ihr zu schlafen.

IV.

Eine
gerichtliche Streitigkeit
wegen eines Esels.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0101
DFG

I.

Des Advocaten,
Herrn Lalaure
Vertheidigungsschrift
für Jakob Ferron, Bleicher, zu Vanvres wohnhaft,
Beklagten und Klägern;
Wider Peter Leclerc, Gärtner in Paris, Klägern und Beklagten.

Das Verbrechen, das der Esel Jakob Ferrons begangen hat, indem er seinen Körper vertheidigte, ist sehr natürlich. Ein wenig Unmäßigkeit, die unvermuthete Begegnung einer Eselinn in der Brunst, und die Unvorsichtigkeit der Frau Leclerc, sind die Quelle und Ursache desselben. Indeß will itzt Peter Leclerc, daß Jakob Ferron diesen ungefähren Zufall entgelten soll; er fodert von ihm 400 Thaler, zur Schadloshaltung und für die Unkosten wegen eines Bisses, den seine Frau sich zugezogen, indem sie den Esel Jakob Ferrons mit Schlägen überhäufte. Eine solche Foderung ist gewiß nicht reiflich überlegt. Um davon überzeugt zu werden, darf man nur den kritischen Umstand erwägen, in welchem sich Ferrons Esel, zu der Zeit,

da der Streit zwischen ihm und der Frau Leclerc entstand, befunden hat.

Jakob Ferron ist gezwungen, ein Lastthier zu halten, um die Leinewand zu denen, für welche er bleicht, hinzubringen. Er bedienet sich hiezu eines Hengstes unter den Eseln. Seit vier Jahren, da er dieses Thier hat, hat es keinen Schaden im Lande gethan, auch niemand weder beleidiget noch verletzt*). Den ersten Tag des letztern Julius kam die Frau Ferron nach Paris auf diesem Esel, und stieg bey dem Herrn Nepveux, einem Gewürzhändler am Sanct Jakobsthor ab; sie band den Esel mit seinem Halfter an die Riegel des Ladens und kaufte Seife; sie erinnerte sich, daß sie Salz nöthig hätte. Da sie dieses kaufen wollte, bat sie den Herrn Nepveux, Acht auf ihren Esel zu geben, und gieng zu einem Salzverkäufer, der nicht weit davon wohnte.

Kaum war die Frau Ferron weggegangen, als die Frau Leclerc auf einer Eselinn, die in der Brunst war, vorbey ritt. Die Stellung des am Laden des Herrn Nepveux angebundenen Esels, zog die Aufmerksamkeit der Eselinn auf sich. Eine natürliche Bewegung machte, daß sie stillstand, die Ohren spitzte, mit den Nasenlöchern schnarchte und zu schreyen anfieng. Der Esel, der der Eselinn an Höflichkeit nichts schuldig bleiben wollte, antwortete ihr in eben dem Tone, und der Beschluß der Eselunterredung war: daß Ferrons

*) Man sehe am Ende das Zeugniß des Pfarrers und der Einwohner von Vanvres.

rons Esel, durch fünf oder sechs Bewegungen des Kopfs, seinen Halfter zerriß und der Frau Leclerc und ihrer Eselinn nachfolgte.

Ein jeder anderer, als die Frau Leclerc, würde den Esel zurück gehalten haben, oder ihn wenigstens zurück halten lassen. Die Unruhe, worein der Verlust dieses Thieres seinen Herrn setzen mußte, war ein mehr als zureichender Bewegungsgrund, sie dahin zu bringen, daß sie irgend einen Vorbeygehenden bäte, sich desselben zu bemächtigen. Aber, das Spiel mochte ihr nun gefallen, oder sie mochte sich freuen, einen Esel, den sie für sich gut zu gebrauchen fand, sich zueignen zu können, sie widersetzte sich nicht seiner Verfolgung.

Dem mag seyn, wie ihm will, die Frau Leclerc, ihre Eselinn und Ferrons Esel giengen in Gesellschaft, und kamen ruhig alle drey an die Thür des Klägers, der der Gobelinschen Tapetenmanufactur gegen über wohnt. Da die Frau Leclerc von ihrer Eselinn abgestiegen war, so fand es Ferrons Esel für gut, ihre Stelle einzunehmen. Darauf, man weiß nicht warum, schlug ihn die Frau Leclerc mit heftigen Stockschlägen.

Die sanftmüthigsten und friedfertigsten Thiere, wenn man sie in so kritischen Augenblicken reizt, gerathen in Wuth und werden sehr gefährlich; und eben dieses geschahe bey dieser Gelegenheit. Da der Esel sich von der Frau Leclerc so lebhaft angegriffen fühlte, so entsagte er seinem Vergnügen, um an seine Erhaltung zu denken. Die Eselinn nahm auch seine Parthey, und jeder suchte sich aufs beste zu vertheidigen. Ein

Streit von dieser Art verursachte, wie man sich leicht einbilden kann, einen großen Lärmen in der Gegend. Die Nachbaren liefen herzu und brachten die Streitenden auseinander. Ferrons Esel aber hatte das Unglück, zum Gefangenen gemacht zu werden.

Nachdem die Hitze des Streits vorbey war, bemerkte die Frau Leclerc, daß sie im Arm gebissen war. Sie gab also den Vorsatz auf, den sie ohne Zweifel gehabt hatte, sich den Esel zuzueignen; sie glaubte, daß es vortheilhafter für sie seyn würde, eine Klage wegen Schadloshaltung und Unkosten wider den Herrn anzufangen, als den Esel zu behalten. Es kam nur darauf an, zu wissen, wem er zugehöre; aber dieß wurde ihr nicht schwer. Sie schickte den folgenden Tag, den 2. Julius 1750 um 7 Uhr des Morgens, eine Frau zum Herrn Nepveux, an dessen Thüre sie ihn den Tag vorher hatte angebunden gesehen, und ließ ihm sagen: Daß, wenn jemand einen Esel verloren hätte, er ihn bey einem Gärtner in der Vorstadt Saint-Marceau, neben der Tapetenmanufactur, abholen könne*).

Jakob Ferron war noch mit der Aufsuchung seines Esels beschäftiget, als Herr Nepveux ihm sagen ließ, daß er beym Leclerc wäre. Ferron freuete sich, ein ihm in seinem Gewerbe so nützliches Thier wieder gefunden zu haben, und schickte geschwinde seine Frau an den gemeldeten Ort. Aber, wie groß war die Bestürzung der Frau Ferron, als man ihr, anstatt ihr ihren

*) Man sehe am Ende das Zeugniß des Herrn Nepveux.

ihren Esel wieder zu geben, drohete, sie zu ruiniren. Sie kehrte sehr traurig nach Hause zurück, und der Esel blieb beym Leclerc im Arrest.

Den 4 Julius übergab der Kläger, ohne Zweifel in der Absicht, die Drohung gültig zu machen, dem Commißarius Laumoiner seine Klage. Er ließ an eben dem Tage Ferron vorladen, daß er sich sollte verurtheilet hören, ihm die Summe von 500 Thalern, für Schadloshaltung und Unkosten, und 8 Groschen täglich für den Unterhalt und den Stall des Esels zu bezahlen. Da sich auf diese Klagen die Partheyen den 21 August gestellet hatten, so erfolgte das Urtheil, welches dem Leclerc erlaubte, die in seiner Klage enthaltenen Umstände zu beweisen, wobey aber dem Ferron der Gegenbeweis vorbehalten und befohlen wurde, daß der Esel Ferrons ihm auf seine eidliche Bürgschaft wieder gegeben werden sollte.

Diesem Urtheil zu folge, hat Leclerc den 29 eben des Monats, eine Untersuchung anstellen lassen; aber die meisten Zeugen, die abgehöret sind, haben den in seiner Klage angeführten Umständen so widersprechende Zeugnisse abgelegt, daß Ferron, dessen Vermögen sehr eingeschränkt ist, sich die Kosten einer gegenseitigen Untersuchung ersparen zu können geglaubt hat. Seine Vertheidigung wird sich also nur auf die Schlüsse beziehen, die aus der vorhergehenden Erzählung fließen, und die größtentheils selbst durch die Aussage der Zeugen, die Leclerc hat abhören lassen, bestätiget werden.

Die Foderung Leclercs hat zwey verschiedene Gegenstände. Auf einer Seite will er, daß Ferron gehalten seyn soll, ihm 400 Thaler zu bezahlen, weil sein Esel nicht so höflich gewesen ist, sich ungestraft schlagen zu lassen, und auf der andern fordert er 8 Groschen täglich für den Unterhalt dieses Thieres, das er bey sich im Stalle gehabt, und dessen er sich, um auf den Markt zu gehen, bedienet hat.

Damit er bey einer so sonderbaren Foderung seinen Zweck erreichen, und vermuthlich das Mitleiden der Richter erregen möge, höret er nicht auf, die Größe der Wunde seiner Frau vorzustellen. Bemerket er denn aber nicht, daß diese Wunde, die er als eine so tiefe und breite Wunde ankündiget, durch keinen Bericht der Wundärzte bestätiget ist? Denn, man glaubt nicht, daß er den für gültig ansehen könne, den er den 30 Julius, einen Monat nach dem Biß, worüber er sich beschweret, hat machen laßen, und aus welchem man siehet, daß die Frau Leclerc damals geheilet war und nur noch eine Narbe hatte.

Aber, wir wollen mit ihm annehmen, daß diese Wunde so ansehnlich und wichtig sey, kann Ferron deßwegen als strafbar angesehen werden? Es ist gar kein Zweifel, daß man dieses verneinen müsse, weil sein Esel am Laden des Herrn Nepveux angebunden war, und da ruhig geblieben seyn würde, wenn ihm die Eselinn nicht aufgestoßen wäre, deren Zustand eine Aufmerksamkeit foderte, die die Frau Leclerc nicht gehabt hat. Man hat sogar Ursache, zu vermuthen, daß sie die Absicht hatte, sich den Umstand zu Nutze zu machen,

machen, um sich diesen Esel zuzueignen. Denn es ist lächerlich, zu sagen, wie ihr Mann in der übergebenen Klage vorgiebt, daß sie alle Mühe angewendet habe, seiner loß zu werden. Die Entfernung vom Sanct Jakobsthor bis zur Gobelinschen Manufaktur ist zu groß, als daß sie nicht hätte der Verfolgung des Esels Einhalt thun können. Wenn sie es nicht gethan hat, so hatte sie ihre Ursachen, die sie abhielten, die Vorbeygehenden um Hülfe zu bitten. Ferron kann also nicht für die Folgen der Zusammenkunft der Esel stehen, die die Frau Leclerc erleichtert zu haben scheint.

Mit dieser Anmerkung verbindet man noch eine andere, die sich von selbst zeigt. Die Esel sind von Natur sanftmüthige und friedfertige Thiere; man hat sie niemals unter die Zahl der schädlichen und gefährlichen Thiere gerechnet. Aber, es weis auch jedermann, daß sie in der Lage, worinnen sich Ferrons Esel befand, wüthend werden, und daß man sie alsdann nicht schlagen darf, ohne die größte Unvorsichtigkeit zu begehen. Indeß ist das eben die Zeit, die die Frau Leclerc gewählet hat, um ihrem Zorn genug zu thun. Sie ist gebissen worden; wem anders, als ihr selbst, muß man den Fehler zuschreiben?

Die Meynung Domats*) ist entscheidend, wenn er den Gesetzen gemäß**) sagt: „Wenn ein Hund oder

*) Bürgerliche Gesetze Tom. I. Libr. 2. tit. 8. num. 10. Man sehe den ganzen Abschnitt.

**) §. 5. des 11. Gesetzes Tit. 2. Lib. 9. Si quadrup. paup. fec.

„ein anderes Thier nur alsdann beißet oder andern „Schaden thut, wenn es wild gemacht oder gereizet „worden, so muß derjenige, welcher Ursache zu dem „geschehenen Uebel gegeben hat, dafür stehen; und „wenn er es selbst ist, der gelitten hat, so muß er es „sich selbst zuschreiben.“ Die Frau Leclerc hat sich nicht begnügt, den Esel Ferrons zu reizen, sie hat ihn auch beynahe mit Stockschlägen getödtet. Es steht also ihrem Mann übel an, eine so übel angebrachte Klage anzufangen*) „Wenn durch eines andern Reizung ein „Thier Schaden gethan hat, so soll die Klage darüber „keine statt finden.„

Je mehr man das Betragen der Frau Leclerc bey dieser Gelegenheit betrachtet, desto weniger kann man die Bewegungsgründe dazu entwickeln. Sie wollte entweder die nur eine kurze Zeit daurende Reizungen ihrer Eselinn nützen, um sich Ferrons Esel umsonst zu verschaffen, oder sie wollte sich nur mit diesem Zufall ein Vergnügen machen. Im ersten Fall würde der Biß, worüber sie sich beklagt, eine Strafe des Raubs seyn, den sie begehen wollte; und im zweyten Fall hätte sie den Esel nicht schlagen sollen, weil er eine verliebte Beschäftigung endigte, die sie in ihrem Anfang begünstiget hatte.

Peter Leclerc kann nicht sagen, daß seine Frau nicht flagranti delicto geschlagen habe. Denn dieser Aussage würde von den Zeugen, die seinen Beweis ausmachen, widersprochen werden; sie sagen mit ausdrücklichen

*) Lib. I. §. 6. L. I. Si quadrup. paup. fec. dic.

„lichen Worten: „Daß sie die Frau Leclerc auf einer „Eselinn haben vorbeyreiten gesehen, welcher ein Esel „nachgefolgt, dem besagte Frau Leclerc Stockschläge „gab, ihn wegzujagen; daß der Esel auf besagte Ese„linn gestiegen sey, und daß die Frau Leclerc, die ihm „wiederum Stockschläge gab, von besagtem Esel „in den Arm gebissen worden.“ Also ist kein Zweifel, daß die Frau Leclerc Ferrons Esel geschlagen habe; er hat sich gerächt; nichts ist natürlicher. Dieser einzige Umstand ist also zureichend zu dem Urtheil, daß der Kläger mit seiner Foderung abgewiesen werde.

Aber noch mehr; wer hat den Esel veranlasset, seinen Halfter zu zerreißen, um der Frau Leclerc bis zur Tapetenmanufactur nachzufolgen? Die Eselinn ist es. Die Frau Leclerc mußte den Zustand ihrer Eselinn wissen; sie mußte sich derselben folglich nur mit der Vorsicht bedienen, die ihre Umstände foderten; da sie dieß nicht gethan hat, so befindet sie sich in dem Falle, wovon das Gesetz redet: „Wenn ein vierfüßiges Thier „wegen zugefügten Schadens verklagt wird, und wenn „ein anderes Thier dasselbe gereizt hat, daß es Scha„den thäte, so ist dasjenige, welches gereizt hat, des„halb zu belangen.“ Die Eselinn der Frau Leclerc ist es, die den Esel gereizt hat, ihr zu folgen; die Frau Leclerc muß also für die Folgen davon stehen.

Was das zweyte Hauptstück der Klage Leclercs betrift, so ist es eben so wenig überlegt, als das erste. Er fodert 8 Groschen täglich, für die Ernährung eines Esels, den er eigenmächtig vom ersten Julius, bis zum ersten September bey sich behalten, und dessen er

sich täglich bedienet hat, um auf den Markt zu gehen. Er hat also für die zweymonatliche Fütterung des Esels, eine Summe von 20 Thaler angesetzt.

Ob gleich dieses Kostgeld, das den Werth des Esels doppelt übersteigt, ein wenig theuer ist, so wird sich doch Ferron, da er zur Bezahlung desselben nicht eingehalten werden kann, nicht mit der Bestreitung dieses hohen Preißes abgeben; er wird sich mit der Anmerkung begnügen, daß die Frau Leclerc, die sich den Biß, der die Hauptsache des Processes ausmacht, selbst zugezogen hat, nicht berechtiget war, den Esel, der sie gebissen hatte, zu behalten. Wenn sie ihn gefüttert hat, so geschahe es darum, daß er im Stande wäre, die mühsamen Dienste zu thun, wozu sie ihn täglich brauchte. Diese zweyte Foderung fällt also mit völligem Recht mit der ersten.

Aber, es ist nicht eben so mit der Foderung beschaffen, die Ferron wegen der unrechtmäßigen Vorenthaltung seines Esels macht. Der Nachtheil, den die Beraubung dieses Thieres ihm verursachet hat, ist empfindlich. Er ist gezwungen gewesen, zwey Monate lang ein Pferd zu seinem Gewerbe zu miethen; dieß hat ihn in Unkosten gesetzt, die sein Vermögen übersteigen; Leclerc hat sie ihm verursachet; ist es nicht billig, daß er ihn dafür schadlos halte?

Nach dieser kurzen Untersuchung der Sache, hat der Beklagte alle Ursache, zu hoffen, daß ein hohes Gericht eine so übel gegründete Foderung, als die Foderung des Klägers ist, nicht bewilligen werde, indem sie dahin gerichtet ist, daß Ferron die Unvorsichtigkeit verant-

verantworten soll, die die Frau Leclerc begangen hat, da sie ein Thier geschlagen, das ihr im geringsten keinen Schaden that, sondern sich vielmehr bemühete, ihr Haus zu vermehren.

Bescheinigung des Herrn Nepveux, Gewürzhändlers, an dessen Laden der Esel angebunden war.

Ich Unterschriebener bezeuge, daß den 2 Julius 1750, am Tage nachher, da der Esel Jakob Ferrons, der an meiner Thüre stand, der Eselinn Leclercs nachgefolget war, eine Frau um 7 Uhr des Morgens zu mir gekommen sey und mich gefragt habe, ob es nicht hier wäre, wo man einen Esel verlohren hätte. Da ich ihr darauf mit Ja geantwortet hatte, so sagte sie mir, daß die Person, der er zugehörte, ihn könnte abholen lassen, daß man ihn ihr wiedergeben würde; er wäre bey einem Gärtner in der Vorstadt Saint-Marcell, nahe bey der Gobelinschen Tapetenmanufactur. Zur Beglaubigung dessen, habe ich gegenwärtige Bescheinigung ausgefertiget, um das zu bestätigen und zu befördern, was recht ist. Paris, den 20 August. 1750.
Nepveux, Gewürzhändler am Sanct Jakobsthor.

Bescheinigung des Pfarrers und der vornehmsten Einwohner des Kirchspiels von Vanvres.

Wir Endes unterschriebene, Pfarrer und Einwohner des Kirchspiels von Vanvres, wissen, daß Maria Franziska Sominier, Jakob Ferrons Frau, seit vier

Jahren

Jahren einen Esel gehabt, und zu ihrem Gewerbe gebraucht habe, und daß während der ganzen Zeit, da sie ihn gehabt hat, niemand ihn als boshaft gekannt, und daß er niemanden beleidiget habe, wie auch in den sechs Jahren, da er einem andern Einwohner zugehörte; daß niemand sich jemals darüber beklagt, noch gehört habe, daß er boshafte Dinge im Lande gethan habe. Zur Beglaubigung dessen, haben wir Unterschriebene gegenwärtiges Zeugniß ausgefertiget. Vanvres, den 19 September 1750.

Pinterel, Prior und Pfarrer zu Vanvres;
Hieronymus Patin, C. Jannet,
Ludewig Retoree, Ludewig Senlis und
Claudius Corbonet.

II.

Eine andere

Vertheidigungsschrift

für den Esel

Jakob Ferrons

wider die Eselinn

Peter Leclercs.

Das regelmäßigste Leben und die reinsten Sitten, schützen nicht vor der Verleumdung. Dieses Ungeheuer verfolgt oft die Tugend sogar bis in das Heiligthum der Gerechtigkeit; aber wie viel Seufzer und Thränen kostet es nicht der Unschuld, ehe es zu Boden gestürzt wird? Doch, stille mit Betrachtungen! Sie sind unnützlich, wenn man Begebenheiten zu erzählen hat, welche diese Wahrheit offenbar beweisen.

Der Esel Ferrons wird der Unenthaltsamkeit und Bosheit wegen, nach zwölfjährigen Beweisen des Gegentheils angeklagt; ist diese schimpfliche Anklage gegründet? Dieses wird man aus dem folgenden sehen.

Der Esel Jakob Ferrons ist aus einer der ältesten Familien zu Vanvres. Sein Adel verliert sich in der

Nacht

Nacht der Zeiten; der Genealogist von Vanvres läßt ihn in gerader Linie, von männlicher Seite vom goldenen Esel des Apulejus, und von weiblicher Seite, von der Eselinn Bileams abstammen. Man lieset in einigen Manuscripten des neunten und zehenden Jahrhunderts, daß das Eselsfest nur zum Andenken eines seiner berühmten Vorfahren eingeführt worden *).

Der

*) Man wird es nicht ungern sehen, wenn man hier das zu seiner Ehre verfertigte Lied findet, das in einem sehr alten und merkwürdigen Manuscript, welches in der königlichen Bibliothek befindlich ist, angeführt ist. Man behauptet nichts nach ohngefähren Einfällen. Hier ist dieses Lied:

Orientis partibus
Adventavit asinus,
Pulcher & fortissimus,
Sarcinis aptissimus,
Hè, Sire Asne, hè!

Dorthin, wo die Sonn aufgeht,
In die Gegend Morgenlands
Kam ein Esel schön und stark,
Last zu tragen sehr geschickt.
Ey, Herr Esel, ey!

Hic in collibus Sichem
Enutritus sub Ruben,
Transiit per Iordanem
Salut en Bethelem;
Hè, Sire Asne, hè!

In den Hügeln zu Sichem,
Ward er unter Ruben groß;
Durch den Jordan gieng er denn,
Ward gegrüßt in Bethlehem.
Ey, Herr Esel, ey!

Saltus

Der Zweig seines Hauses wird noch in Indien geehrt, und herrscht mit Glanz zu Madura, wo das edelste

Saltu vincit hinnulos,
Dagmas & capreolos,
Super Dromedarios
Velox madianeos.
Hè, Sire Asne, he!

Er sprang, wie ein Füllen, baß,
Gleich dem Gems und Reh-Böcklein,
Dem Kameel aus Midian
Kam er in dem Laufen vor.
Ey, Herr Esel, ey!

Aurum de Arabia,
Tus & myrrham de Saba,
Tulit in Ecclesia
Virtus Asinaria.
Hè, Sire Asne, hé!

Schön Gold aus Arabia,
Myrrh- und Weihrauch aus Saba,
Brachte er der Kirche zu,
Stark in seiner Eselskraft.
Ey, Herr Esel, ey!

Dum trahit vehicula
Multa cum sarcinula,
Illius mandibula
Dura terit pabula.
Hé, Sire Asne, hé!

Wenn er Wagen nach sich zieht,
Voll von vielen Bündelein,
Käut er mit dem Mündelein
Speisen, die nicht lecker seyn.
Ey, Herr Esel, ey!

Cum

edelste Geschlecht des Landes es sich zur Ehre rechnet, von ihm von Vater auf Sohn entsprossen zu seyn *).

Ohnge-

Cum aristis hordeum
Comedit & carduum;
Triticum a palea
Segregat in area.
Hé, Sire Asne, hé.

Gerste in den Aehren noch
Und auch Disteln speiset er;
Weizen von dem leeren Kaf
Macht er in der Tenne rein.
Ey, Herr Esel, ey!

Amen dicas, Asine,
Iam satur ex gramine,
Amen, amen itera,
Aspernare vetera.
Hé, Sire Asne, hé!

Amen sage, Eselein,
Itzt wird er vom Grase satt.
Amen, Amen wiederum;
Achte das Vergangne nicht.
Ey, Herr Esel, ey!

Man kann gewiß nicht ältere Urkunden beybringen. Die halb lateinische und halb französische Prose, die man auch bey diesem Feste sang, erklärte die schönen Eigenschaften des Esels, und jede Strophe wurde mit diesem Vers beschlossen:

Hé, Sire Asne, car chantez,
Belle bouche rechignez,
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à planter.
Hin-ham, hin-ham, hin-ham.

Ey, Herr Esel singe dann,
Brumme, schönes Mündelein;
Heu genug ist für dich da,
Haber wird dir auch gepflanzt.
Hin-ham, hin-ham, hin-ham.

Mak

Ohngeachtet dieses alten und hohen Ursprungs, verlor der Aeltervater des Esels Ferrons alle diese Vorzüge, durch Begebenheiten, die gar nicht zur Sache gehören. Es ist hinlänglich, wenn man sagt, daß er dahin gebracht wurde, bald Korn zur Mühle, und bald Kohl auf den Markt zu tragen. Das böse Gerücht des Landes sagt: daß er sich durch seine Schuld und durch ein lüderliches Leben, den Verlust seines Standes und Glücks zugezogen habe. Ein rührendes Beyspiel für so viele Esel, die die Güter verschwenden, welche die Väter mit so großen Sorgen gesammlet haben! Dem sey, wie ihm wolle, dieser Aeltervater hinterließ eine zahlreiche Familie; denn die Armuth war niemals unfruchtbar. Man sollte indeß glauben, daß sie es seyn müßte, wenn man die unglücklichen Opfer des Elends, die angesteckten Oerter, die sie bewohnen, die ekelhaften Lumpen, womit sie sich kaum bedecken, die schlechten Nahrungsmittel, wodurch sie ihr elendes Leben erhalten, und das unreine Stroh sieht, auf welchem sie oft umsonst im Schlaf eine kurze Unterbrechung ihrer Uebel suchen; bey diesem fürchterlichen Schauspiel, wovon der Reiche nur allzu sehr seine Augen wegwendet, scheint es, daß die Natur, anstatt der Fortpflanzung, sterben, oder vor Abscheu zurück weichen müsse.

Und

Man sehe in der königlichen Bibliothek das Manuscript, das vom Herrn Balüze herkömmt, und die Geschichte von Frankreich vom Abt Vely Theil 3. Stück 542.

*) Man sehe die zwölfte Sammlung der erbaulichen und merkwürdigen Briefe p. 96.

Und doch ist es nicht so. In den Schlafzimmern hingegen, wo die Bequemlichkeit ruhet, und die, vor dem Licht des hellen Tages verborgen, den verblendeten und zum zierlichen Schmuck wenig gewöhnten Augen, Altäre des Geheimnisses und des Vergnügens zu seyn scheinen; wo die Kunst sich, um der Wollust zu dienen, erschöpft hat, wo Gold und schöne Farben um die Wette glänzen, wo einnehmende Gemählde, die den stumpf gewordenen Sinnen die reizendsten Bilder der Liebe vorstellen, in großen und mit Guirlanden von Blumen geschmückten Spiegeln sich tausendmal zeigen; wo die Luft endlich so parfümirt ist, daß man in dem Tempel einer Gottheit zu seyn glaubt; da, sage ich, mitten unter den wollüstigen Ergötzungen, ist es, wo die Natur stirbt. Die Vorsehung hat es zu allen Zeiten so geordnet, um den Reichen das ihnen eigene Elend fühlbar zu machen, und sie zu zwingen, bey dem Anblick ihrer Schätze und ihrer sterbenden Erstgebornen, nach der Fruchtbarkeit der Unglücklichen zu seufzen.

Die Erfahrung macht uns oft auf unsere Unkosten weise. Martin der zweyte, mit dem Zunamen Schönohr, (dieß war der Name des Aeltervaters), wendete sein Unglück nützlich an. Sein Alter ward arbeitsam; er rief in sein Herz die Empfindungen zurück, die die Leidenschaften daraus verbannet hatten; und ob er gleich unter den Schlägen erniedriget war, so flößte er doch seinen Kindern die lebhafteste Liebe zur Tugend und die Begierde ein, sich einmal der traurigen Sclaverey, worein sie versetzt waren, zu entreißen. Kummer und Beschwerden verkürzten sein Leben. Da er die Annäherung

herung seiner letzten Stunde fühlte, ließ er seine Familie zu sich rufen; eine tiefe Traurigkeit herrschte in aller Augen; die Thränen flossen, die Ohren hiengen nieder, ein tiefes Stillschweigen machte die Scene finstrer und trauriger. Der Sterbende, der in dem Winkel eines Stalls auf einigen hingestreueten Strohhalmen lag, wurde durch ein so rührendes Schauspiel bewegt, und stieß einen tiefen Seufzer aus. Sein gegenwärtiger Zustand erinnerte ihn in diesen traurigen Augenblicken bitterer, als jemals, an sein vergangenes Glück; der Eindruck, den diese Erinnerung in ihm machte, war so groß, daß er ohne Pulsschlag und ohne Bewegung blieb. Da er aber aus dieser Fühllosigkeit wieder zu sich selbst kam, die nichts anders, als eine innere Sammlung war, worinnen er sich an Bileams Eselinn gewandt hatte, um von ihr den Vorzug zu erhalten, den sie ehemals erhielt, so ließ er folgende Worte, die hundertmal durch Schmerz und Seufzer unterbrochen wurden, deutlich hören: Ihr sehet, Kinder, wohin mich meine vergangene Aufführung gebracht hat. Ich habe die großen und fruchtbaren Weiden verschwendet, die meine Vorfahren mir hinterlassen hatten; seyd weiser, als ich, und machet euch ein leider! nur zu gemeines Beyspiel nützlich. Ihr werdet immer reich genug seyn, wenn ihr keusch, geduldig, folgsam und munter seyd. Fliehet die Eselinnen, denn ein jedes Weib ist betrüglich und stürzt euch unmerklich in den Abgrund. Das Glück besteht nur in der Tugend; sie allein ist es, die mich in den Widerwärtigkeiten, die ich erfahren habe, unterstützt hat. Ich

sterbe zufrieden, wenn ihr nur dem letzten Beyspiel, das ich euch gebe, folget. Kommet, umarmet mich; ich fühle, daß ich nur noch einige Minuten zu leben habe. — Kaum hatte er diese Rede, die ganz und gar nicht die Rede eines Esels ist, geendiget, so starb er.

Ein barokischer Tadler, der allenthalben Geschmack, Richtigkeit und Wahrscheinlichkeit fodert, wird vielleicht diese Ermahnung zu lang für einen Sterbenden halten. Dieser Fehler ist hier keiner; wenigstens mißbraucht unser Esel nicht, wie viele Weltleute, der Fähigkeit zu sprechen. Wie viele Väter, deren Kinder solche Ermahnungen bedürfen, könnten eben so mit ihnen reden, ob gleich hundert gegen eins zu wetten ist, daß sie sie nicht zu ihrem Nutzen anwenden werden! Dieß war nicht das Schicksal der Ermahnungen Martins.

Schwerlich würde sich hier die Bestürzung der ganzen Familie abbilden lassen. Diejenigen, die die Pflichten der kindlichen Liebe ausüben, werden ohne Mühe begreifen, mit welchem Kummer ein gutes Herz in diesen betrübten Augenblicken durchdrungen ist. Die Trauer war aufrichtig und dauerhaft. Und wie sollte sie es nicht gewesen seyn? Martin hinterließ seinen Kindern nichts, als sein Elend.

Nach seinem Tode folgte ein jeder dem Schicksal, das ihm aufbehalten war. Einige etablirten sich; aber sie fanden unter ihres gleichen nicht, wie die Menschen dergleichen unter sich finden, Esel, deren neues Glück zur Erhebung ihres ruinirten Adels hätte dienen können. Sie verbanden sich, mit wem sie konnten. Andere wurden in den niedrigsten Sand versetzt, so daß sie so gar von lahmen

men Bettlern zum Reiten gebraucht wurden. Sollte man es glauben? Diese waren nicht die Unglücklichsten. Ihre Herren theilten wenigstens die wenige Nahrung, die sie erhielten, mit ihnen; ein und dasselbe Stroh diente ihnen zum Bette, ein Dach schützte sie für die Unbequemlichkeit der Witterung; mit einem Wort, die Dürftigkeit machte sie einander gleich. Welche Verschiedenheit von dem Schicksal derer, die in bequemern Umständen sich befanden! Gequält, geschlagen, schlecht gespeiset und immer für ihre Arbeiten schlecht belohnt, waren sie unaufhörlich der bösen Laune eines stolzen und groben Herrn, und, was noch härter und erniedrigender war, der Frechheit der höhern Bedienten ausgesetzt, welche blos dazu gemacht sind, die Unterbedienten auf die empfindlichste Art zu plagen.

Der jüngste von der Familie der Martine war der Vater des Esels Ferrons. Die Erziehung, die er ihm gab, war den Grundsätzen gemäß, die er von seinem sterbenden Vater erhalten hatte. Schönohr, (denn Ferrons Esel hatte den Zunamen von seinem Aeltervater geerbt, weil er die schönsten und längsten Ohren von der Welt hatte;) Schönohr nützte diesen Unterricht, wuchs an Weisheit und an Schönheit, und wurde von allen Einwohnern und insonderheit von den Einwohnerinnen in Vanvres für den vollkommensten Esel gehalten, den man noch gesehen hatte. „Er hatte in der That hohe Beine, „einen völligen Körper, einen erhabenen und leichten „Kopf, einen etwas langen Hals, eine breite Brust, „ein plattes Kreuz, einen kurzen Schwanz, ein glän„zendes Fell, das sanft anzufassen, und von schöner

„grauer Farbe war*)“. Aber wozu dienet es, die schönsten Eigenschaften zu haben, wenn das Glück sie nicht begleitet. Das dürftige Verdienst bleibt ohne Stütze; und wenn es durch ein Ohngefähr aus seiner Dunkelheit hervorkömmt, so sucht der Neid es so gleich zu unterdrücken, und es glücket ihm fast allemal. So ist die Welt beschaffen. Sobald Schönohr in derselben erschien, wurde er von Matthias Garo, einem Müller zu Vanvres, gekauft.

Dieser Garo war hart und geizig. Eine gelbe und blaue Gesichtsfarbe, ein schielender und finstrer Blick, ein rother und dicker Bart, der bis an seine Schläfe hieng, ein an der Spitze aufgeworfenes Kinn, kündigten die Art seiner Seele und seines Herzens an. Immer mit der Vermehrung der Einkünfte seiner Mühle beschäftiget, nahm er auf eine geschickte Art aus einem Sack zwey Mahlmetzen, und er ist es, der zu dem Sprüchwort Gelegenheit gegeben hat; Er war von Ehrgeiz, dummen Stolz und Eifersucht zusammen gesetzt, und beneidete sogar den Wind, der die Mühlen seiner Mitbrüder umdrehete. Man siehet leicht, daß alle häuslichen Thiere, Menschen und Vieh, beklagt zu werden verdienten, daß sie einem solchen Herrn dienten. Kaum ernährte er den armen Schönohr. Er muße alle Tage um drey Uhr des Morgens aufstehen, und mehr als hundert Reisen in einem Tage thun; und wenn das betrübte Thier vor großer

*) So muß der Esel beschaffen seyn, den man zum Beschäler wählt. Man sehe den 4 Theil von Buffons Natur-Geschichte.

großer Müdigkeit nicht weiter konnte, so ermunterte er es durch tausend Stockschläge. Indessen war es Schönohr, der in der Mühle den Ueberfluß brachte. Aber, was kann man von gewissen ungerechten und grausamen Herren erwarten, die von den Talenten ihrer Subalternen Vortheil ziehen, um ein blendendes Glück zu machen, und die, weit entfernt, ihnen durch ihren Arbeiten gemäße Belohnungen für die Mühe, die sie sich geben, zu danken, ihnen sogar den schwachen Trost rauben, daß sie mit ihren Diensten zufrieden zu seyn scheinen. Wie viel Garo giebt es in der Welt. Ach! wenn diese stolze Menschen mit einem Mal aller ihrer Reichthümer beraubt würden, so würden sie verächtlicher, niedriger, kriechender, als der Geringste ihrer Bedienten seyn, und nicht einmal das Verdienst haben, die Stelle derselben ersetzen zu können!

Die Sclaverey Schönohrs beym Garo dauerte sechs Jahr. Man unterstehet sich, zu sagen, daß die Zeit zur Prüfung seiner Geduld lang genug war, indeß hielt er doch immer aus. Kein böser Einfall besiegte seinen sanftmüthigen und friedfertigen Charakter, und jedermann freuete sich über eine Anführung, wovon man noch kein Beyspiel gesehen hatte.

Endlich veränderte Schönohr den Herrn und hatte das Glück, in die Hände Jakob Ferrons zu kommen, dessen Geschäffte darinn bestehet, daß er die Leinewand vieler Leute in dieser Stadt bleichet. Welch ein Unterschied des Standes! Es fehlt indeß viel, daß Ferron so reich seyn sollte, als Garo; aber, er suchet es nicht durch unerlaubte Mittel zu werden; er ist mitleidig gegen Unglückliche, weil er selbst unglücklich ist; er schätzt die Arbeit eines jeden, weil er der

erste bey der ersten Arbeit ist, und sich auf Arbeitsleute verstehet; er bemühet sich durch das beste Betragen die Mühe derer, die ihm dienen, zu erleichtern, und ist voll Erkenntlichkeit gegen ihre Dienste, ob er sie gleich bezahlt, weil er weis, daß die Vorsehung uns alle gleich hat lassen geboren werden. Er macht oft die vernünftige Anmerkung; Warum muß ein Mann von Verdiensten, der, um zu leben, gezwungen ist, seine Talente und seine Freyheit zu verkaufen, noch harte, stolze und ungerechte Begegnungen von Seiten eines Narren ertragen, dessen Koffer das Glück angefüllet, indem es seinen Kopf und sein Herz leer gelassen hat? Ist er nicht genug erniedriget, daß er ihm unterworfen ist? So denkt und redet Ferron; er wird daher auch von seinen Bedienten geliebt und von andern geehrt. Sein Esel war also der Glücklichste unter den Eseln. Vier Jahr verflossen, ohne daß er seine Sclaverey bemerkte. Aber muß man sich hienieden auf ein beständiges und dauerhaftes Glück Hofnung machen.

Das Geschäfte Ferrons nöthigte ihn, alle acht Tage in die Stadt zu gehen, von seinen getreuen Schönohr begleitet, der ihm seine Leinewand tragen mußte. Den ersten Julius des vergangenen Jahres 1750, an diesem der Unschuld Schönohrs so fatalen Tage, mußte Ferrons Frau nach Paris; sie nahm sonst kein Thier als ihren Esel zum Reiten. Von diesem ruhigen Thier war seit langer Zeit bekannt, wie man in der Folge sagen wird, daß es niemals Schaden gethan, weder jemand verletzt oder beleidiget, noch sonst etwas Böses im Lande gethan hätte. Ferrons Frau steigt bey dem Gewürzhändler, Herrn Nepveur, ab, der am Sanct Jakobsthohr wohnt, um Seife und Stärke zu kaufen;

sen; da sie auch Salz brauchte, und da vier Häuser weiter dergleichen verkauft wurde, so band sie vorsichtig ihren Esel mit dem Zaum an die Riegel des Ladens des Herrn Nepveux, den sie bat, auf ihren Esel Acht zu geben.

Hier fangen eigentlich die Umstände der Sache an, die dem Tribunal des Publikums unterworfen wird. Man muß indeß nicht darüber unwillig seyn, daß man vorher fremde oder gänzlich unnützliche Begebenheiten erzählet hat. Es ist eine eingeführte und nie unterbrochene Gewohnheit, daß der Advocat, der allein mit seiner Sache beschäftiget ist, und vom Geschmack geleitet wird, die Sache mit einer edeln Einfalt erzählt, nicht nach Witz läuft, die leeren Zierräthen fliehet, mit einer sichern Logik eine wichtige Empfindung des Schönen verbindet, rühret, überredet, durch die Stärke und Wahrheit seiner Gründe hinreißt und endlich seine Leser oder Zuhörer, durch einen reizenden Styl, und durch die Schönheit einer immer reinen Sprache, entzückt und bezaubert.

Wir haben die Frau Ferron beym Salzeinkauf verlassen. Ach! sie dachte gar nicht an die traurige Begebenheit, die ihr so viel Betrübniß bringen sollte. Die Frau eines Blumengärtners, der Peter Leclerc heißt, ritt vorbey, auf einer Eselinn, deren Erziehung von der Erziehung Schönohrs sehr verschieden war. Ihre Mutter, die ihre ganze Zeit ihren Vergnügungen widmete, wie viele Mütter thun, beschäftigte sich nicht selbst mit ihrer Erziehung, sondern überließ dieselbe fremden und lohnsüchtigen Sorgen. Vom zartesten Alter an gieng sie oft allein in den Wald und auf die Wiese, wo sie, frey vom Joch des Wohlstandes und der Schamhaftigkeit, daß Echo von ihren verliebten Hin-

ham wiederschallen ließ, die Liebhaber rief und ihnen nachspürte. Sobald sie daher nur den Esel Ferrons gewahr wurde, fieng sie dreymal zu schreyen an. Plötzlich verdoppelte sie die Schritte; je näher sie kömmt, desto schöner scheint ihr der Gegenstand; endlich bleibt sie beym Schönohr stehen. Ihre begierigen und neugierigen Blicke messen ihn vom Kopf bis zu den Füßen; ein empörendes Feuer entzündet sich sogleich in ihren Adern. Da sie ihre Liebe nicht anders ausdrücken konnte, so fängt sie auf eine so zärtliche und ausdrückende Art zu schreyen an, daß Schönohr dadurch bewegt wurde. Er antwortet ihr in eben der Sprache, er will sich ihr nähern, aber sein Zaum hält ihn zurück. Nichts ist der Leidenschaft unmöglich. Schönohr bewegt seinen Kopf hin und her, räumt endlich alle Hindernisse aus dem Wege, vergißt in einem Augenblick die schönen Tage seiner ersten Unschuld, und folgt der Eselinn.

Man muß es gestehen, Schönohr war in seinem zwölften Jahr. Er hatte das Unangenehme seines freywilligen Celibats nicht durch solche Mittel sich zu erleichtern gesucht, welche die Ehelosen unter uns gemeiniglich gebrauchen; Leute, die unaufhörlich das Glück, allein und ohne Ketten zu seyn, rühmen, die Freyheit besingen und das zügellose Leben anpreisen. Er war zu glücklich, daß er von der Gesellschaft denkender und vernünftelnder Wesen ausgeschlossen war; ihr Beyspiel und ihre Philosophie hatten seine Sitten nicht verdorben. Er hatte keinen Umgang mit Eselinnen gehabt. Es hatte ihm zwar nicht an verschiedenen Gelegenheiten gefehlt, seine Unschuld zu verlieren. Seine Keuschheit

hatte

hatte oft häufige Anfälle nicht nur von Seiten vieler jungen und lustigen Eselinnen, sondern auch von einigen Alten auszustehen gehabt, die um so viel gefährlicher sind, da sie mehr Erfahrung haben, und die Kunst verstehen, die Jugend, deren Blüthe sie fast immer sammlen, zum Fall zu bringen. Es mag indeß nun aus Philosophie *) oder häuslichem Kummer, gesche-

*) Ein Esel, ein Philosoph! Warum nicht? Es giebt ja so viele andere. Der Mantel der Philosophie ist itzt so breit, so weit, so stark, so ausgebreitet, daß er Tausende von Philosophen bedeckt, deren Daseyn man nicht einmal vermuthen würde, wenn sie sich nicht Mühe gäben, mit der kleinen blinden Laterne, womit die Natur ihnen einen Geschenk gemacht hat, und die kaum hinreichend ist, ihnen selbst zu leuchten, die Welt zu erleuchten. Welch ein böser Wind ist über uns gekommen und hat die philosophischen Dünste und Wirbel erreget, die uns verwüsten und so finster und träumerisch machen? Sollte nicht Virgil aus philosophischem Geist, an uns den wahren Ausspruch gerichtet haben:

O fortunatos nimium sua si bona norint!

Ach, lasset uns das seyn, was wir immer gewesen sind, tapfer, großmüthig, galant, frölich, geschicklich; lasset uns die Liebe gegen unsere Könige verdoppeln, unsere Feinde schlagen, und singen, wie wir ehemals thaten; insonderheit lasset uns Religion und Sitten haben. Eine jede andere Philosophie, die fähig ist, es mag auch noch so wenig seyn, das glückliche Naturell unsrer Nation zu verändern, würde eine verrätherische Philosophie seyn; sie würde uns Empfindungen, Tröstungen,

Ver-

geschehen seyn, oder vielleicht, weil der Augenblick seines Falls noch nicht gekommen war, er hütete sich immer vor der Leidenschaft der Liebe, welche gemeiniglich die stärkste bey dem Geschlecht der Esel ist, weil es vorzüglich die glückliche Gabe hat, sie zu befriedigen.

Man wird vielleicht erstaunen, daß Schönohr, nachdem er so lange wider die Vorzüge der Natur gestritten, sich von einer Unbekannten habe überwinden lassen, und daß seine Niederlage das Werk eines Augenblicks gewesen sey. Und wir, die wir die Vernunft zum Schilde, wir, die wir die reinste Moral eingesogen haben; wir, die wir sie lehren, wie vieler närrischen, thörichten und schändlichen Handlungen sind wir nicht fähig, darüber die Thiere selbst erröthen würden? Wie viel vortrefliche Grundsätze ersticken wir nicht, da wir wohl wissen, daß wir uns verirren? Warum sollten wir dem Instinkt den Proceß machen, wenn unsere Vernunft so schwach ist? Liebe, dieß sind deine Spiele! Du spottest der Vernunft der Menschen, und des Naturtriebes der Thiere; aber in der Vertheilung deiner Gaben unter ihnen und uns, lässest du uns die Beschwerden.

Indeß ist zur Ehre Schönohrs zu vermuthen, daß die Eselinn, wenn sie nicht zu schreyen angefangen, ihn nicht bewogen hätte, sich umzusehen; er würde in der Stellung geblieben seyn, worinnen er die Augen auf die Riegel des Ladens, woran er gebunden war, hef-

Vergnügungen rauben, und in uns zernichten, die sie uns nie wieder geben würde.

heftete. Zum Unglück wandte er seine Blicke weg, und untersuchet, wo die Stimme, die so zärtlich sein Ohr rührt, und bis in sein Herz dringt, kommen möge. Er entdeckt (welch ein Gegenstand!) die artigste Eselinn von der Welt Man darf es nicht verheelen; die Eselinn Leclercs ist eine silberfarbene Blonde; ihre Augen sind groß, lebhaft, und drücken nichts als Zärtlichkeit aus; ihre Taille ist schlank, ihr Körper flößet Wollust ein, sie hat niedliche Füße, und wenn sie gehet, so ist ihr ungekünstelter Gang höchst einnehmend. Wie konnte Martin so vielen Reizungen widerstehen? Er glich nicht unsern jungen dreyßigjährigen Alten, Wesen, die dem Schein nach, aus Luft und Feuer, in der That aber aus Nebel und Eis zusammen gesetzt sind. Er hatte in einem Alter, das in Ansehung seiner Gefährten schon ziemlich hoch war, alle Munterkeit, Gesundheit und Stärke der Jugend. Die Eselinn Leclercs, die unerfahrner, als unsere galanten Frauenzimmer, und glücklicher, als sie, in ihrer Wahl war, betrog sich auch darinnen nicht.

Dem sey, wie ihm wolle, die Frau Leclerc, der Esel und die Eselinn gehen in Gesellschaft fort. Wenn die Frau Leclerc keine böse Absicht gehabt hätte, so wäre dieses der Augenblick gewesen, den Esel weg zu jagen, oder ihn selbst an die Riegel des Ladens des Herrn Nepveux wieder anzubinden; auch der erste Vorbeygehende, wenn sie ihn darum gebeten hätte, würde ihr diesen Dienst geleistet haben. Sie konnte sich leicht alle die Unruhe vorstellen, die der Verlust des Esels seinem Herrn verursachen würde; aber, es mag nun schwarze Bosheit,

heit, oder die Begierde, Esel von Schönöhrs Art zu haben, die Ursache gewesen seyn, sie widersetzte sich seiner Begleitung nicht.

So lange diese Thiere bey einander giengen, begieng Schönohr keine unanständige Handlung, ungeachtet der liebäugelnden Blicke, die die Eselinn auf ihn warf. Er begnügte sich damit, sie zu betrachten, und ihr den lebhaften Eindruck zu zeigen, den ihre Reize auf ihn machten. Ob es gleich sehr weit vom Hause des Herrn Nepveux nach dem Hause der Frau Leclerc war, so wurden beyde doch die Länge des Wegs nicht gewahr. Endlich kamen sie alle drey an der Thüre des Klägers an. Die Frau Leclerc steigt von ihrer Eselinn herunter. Warum kann ich doch nicht die Geschwindigkeit beschreiben, mit welcher Schöhnohr ihre Stelle einnimmt! Der Blitz ist nicht so schnell. Voll vom Feuer, das ihn verzehrt, beweget er sich; schon ist die Eselinn überzeugt, daß seine Hitze nicht verstellt ist; sie nimmt an seinen Entzückungen Theil, als die Gärtnerinn einen dicken Stock nimmt, und das verliebte Paar mit Schlägen überhäufet. Es giebt kein Vergnügen, das nicht dem Schmerz weichet. Da der Esel sich so grausam geschlagen fühlt, so wird er wüthend. Es ist nicht mehr der Gegenstand seines Vergnügens, der ihn beschäfftiget, es ist die Sorge für sein Leben; er vertheidiget es mit Zähnen und Füßen; die Wuth macht ihn schäumend; er fällt wiederum auf die Frau Leclerc los. Auch die Eselinn rächet sich an ihrer Frau, wegen der Unterbrechung ihres Vergnügens. Das Geschrey der Frau Leclerc, des Esels und der Eselinn macht, daß die Lüfte davon erschallen; die ganze Ge-

gend

gend wird dadurch in Bewegung gebracht; man läuft herzu: die Unordnung der Gärtnerinn, die Stellung der Eselinn, die funkelnden Augen des Esels, seine noch klopfende Seiten, andere noch deutlichere Merkmale, alles entdeckt den Auftritt, der vorgegangen ist. Man bemühet sich, die Ruhe wieder herzustellen; man erreicht seinen Zweck, aber der Esel verlieret seine Freyheit.

Da alles wieder in Ordnung gebracht, und die Hitze der Handlung vorbey war, bemerket die Frau Leclerc, daß sie im Arm gebissen sey. Es war ohne Zweifel ihre Absicht gewesen, sich den Esel zuzueignen, aber sie verändert bald ihre Meynung. Sie betrachtet ihre Wunde, und siehet darinnen mit einer geheimen Freude die Mittel, ihrem Geiz und ihrer Rache zugleich ein Genüge zu thun. Es kam nur darauf an, zu erfahren, wem der Esel zugehöre. Sie schickt so gleich den 2ten Jul. 1750. zum Herrn Nepveux, an dessen Laden sie den Tag vorher den Esel angebunden gefunden hatte, und lässet ihm sagen, daß, wenn jemand einen Esel verloren hätte, er ihn bey einem Blumengärtner, in der Vorstadt Saint-Marceau, nahe bey der Tapetenmanufaktur abholen könne.

Ferron hatte in der Unruhe über den Verlust seines Esels kein Auge die Nacht zugethan. Er war das Feld, die Stadt und die Vorstädte durchgelaufen; aber unnützlich. Endlich war er entschlossen, ihn austrommeln zu lassen, als Nepveux ihm die gute Nachricht sagte, die er erhalten hatte. Er weinet darüber vor Freuden, läuft nach Haus, und befiehlt seiner Frau, sogleich hinzugehen; sie gehet, kömmt beym Leclerc an, und fodert ihren Esel wieder, aber

wie

wie groß war ihre Bestürzung, als die Frau Leclerc, anstatt denselben zurück zu geben, ihr drohet, sie zu ruiniren! Umsonst bemühet sich die Frau Ferron, das Herz der grausamen Gärtnerinn zu erweichen; ihre Thränen und ihre Bitten richten nichts aus; sie ist gezwungen, ihren Esel in der Gefangenschaft beym Leclerc zu lassen, und voll Verzweifelung und Traurigkeit im Herzen abzureisen.

Die Drohung der Gärtnerinn wurde den folgenden Tag ausgeführet. Sie klagte vor dem Commissarius Laumonier, und ließ sie an eben dem Tage citiren, daß sie sich sollte verurtheilen hören, ihr die Summe von fünfhundert Thaler für Schadloshaltung und Unkosten und acht Groschen täglich für den Unterhalt und Stall des Esels zu bezahlen. Die Partheyen haben sich vor Gericht gestellt, und das Urtheil, das den 21sten Aug. gesprochen wurde, erlaubte dem Leclerc den Beweis; den Ferron wurde der Gegenbeweis vorbehalten, und sein Esel sollte ihm auf seine eidliche Bürgschaft wieder gegeben werden.

Leclerc hat den 29sten eben dieses Monats seine Untersuchung angestellt; aber die Aussagen der Zeugen sind den in seiner Klage angeführten Umständen entgegen. Ferron, der klüger, und nicht so als sein Widersacher im Stande ist, unnützliche Ausgaben zu machen, ersparte sich Kosten einer gegenseitigen Untersuchung.

Dieß ist die Sache, die man vorstellen mußte. Die Gründe Ferrons sind so beschaffen, daß sie nicht den geringsten Zweifel wegen des glücklichen Ausgangs seiner Sache lassen.

Welches ist die Foderung Leclercs? Worinn bestehet sie? 1) Er verlangt fünf hundert Thaler für Schadloshaltung

tung und Unkosten, wegen des Bisses, den seine Frau von Ferrons Esel erhalten hat. 2) Er fodert acht Groschen täglich für den Unterhalt des Thiers, das er gefangen hielt, dessen er sich aber zugleich bediente, wenn er nach dem Markt gieng. Die Wunde macht also den Gegenstand der fünf hundert Thaler aus, die zur vermeynten Schadloshaltung für die Frau Leclerc gefodert werden. Diese Wunde ist breit und tief, schreyet ihr Mann. Wenn sie aber noch hundert mal schlimmer wäre, könnte man deshalb dem Leclerc allein glauben? Ist dieses nicht der Fall, davon gesagt wird: domesticum testimonium reprobatur; ein häusliches Zeugniß ist ungültig? Wo ist der Bericht der Wundärzte, um diese außerordentliche Breite und Tiefe, worüber sich Leclerc beschwert, zu bestätigen? Ist es hiernächst der Esel oder die Eselinn, die die Frau Leclerc gebissen hat?

1) Wenn es der Esel gethan hat, so hat die Frau Leclerc nichts, als ihren verdienten Lohn, erhalten. Woran dachte sie, als sie ohne Ueberlegung dieses Thier schlug, in dem Augenblick, da es seine Freude darüber, daß es sie begleitet hatte, bezeugte? Erwiederte die Eselinn nicht die Höflichkeit? Eine andere Sache wäre es, wenn er sie mit Gewalt hätte nehmen wollen; aber, wie man schon gesagt hat, die Frau Leclerc ist es, die den Esel Ferrons aufgesucht hat. Sie ist es, die ihn seinem Herrn mit dem offenbarsten und strafbarsten Raube entführt hat. Der Beweis hievon ist klar. Es war ihr leicht, sich der Begleitung dieses Esels zu widersetzen; sie hat es nicht gethan; also ist sie des Raubes schuldig; und wenn jemand berechtiget ist, Schadloshaltung und Unkosten zu fodern, so ist es gewiß Ferron.

Vergeblich wird Leclerc sagen, daß seine Frau alles mögliche gethan habe, den Esel wegzujagen; niemand wird es glauben, der sich erinnert, wie weit das Sanct Jacobsthor von der Tapetenmanufaktur entfernt ist. In der That, ist es wahrscheinlich, daß die Frau Leclerc auf dem ganzen Wege nicht eine mitleidige Seele angetroffen habe, die sie von den Verfolgungen des Esels befreyet hätte? Wir müssen also sagen, daß die Frau Leclerc die Absicht hatte, ihn zu behalten, um ihn zu gebrauchen.

2) Wenn es die Eselinn der Frau Leclerc ist, die sie gebissen hat, so ist keine Schadloshaltung zu fodern. Es ist auch mehr, als wahrscheinlich, daß die Eselinn allein das Verbrechen begangen habe. Man darf nur über die Stellung der Parteyen urtheilen. Es ist wahr, daß die Schläge anfänglich über den Esel gekommen sind, der mit dem ersten Schlage aus dem Sattel gehoben worden. Er hat nothwendig Zeit gebraucht, um bis zur Gärtnerinn zu gehen, da die Eselinn nicht nöthig hatte, von der Stelle zu gehen, um sie zu erreichen. Sie hatte, eben so viel Ursachen, als der Esel, diejenige zu beißen, die da, wo nichts als Friede herrschen sollte, Unruhe hinbrachte; ihr Zorn entstand aus einerley Gründen; sie hatte eben die Beleidigung zu rächen. Nichts ist also natürlicher, als daß sie zuerst die Frau Leclerc gebissen hat. Man will dem ohngeachtet es auf einen Augenblick annehmen, daß der Esel allein es sey, der der Frau eine so breite und tiefe Wunde gemacht habe, daß der Mann Ursach habe, sich darüber laut zu beschweren. Man kann sich leicht vorstellen, daß ein Esel, insonderheit, wenn er in der Wuth ist, worinnen der Esel Ferrons war, fähig sey, eine Wunde von dieser Art zu machen.

Aber

Aber, sollte die Klage Leclers als gültig angenommen werden können, wenn er sechs Wochen vergehen läßt, ehe er sie beweiset? Uebrigens bestätiget keiner von den Zeugen ausdrücklich diesen Umstand; und wenn er wahr wäre; in welchen Umständen wäre er erfolgt? Wer ist der angreifende Theil? Die Frau Leclerc. Der Esel hat sich also nur in Vertheidigung seines Körpers gerächet.

Man gehet noch weiter. Das Gesetz redet zum Vortheil des Esels. Wer hat ihn vermocht, seinen Zaum zu zerreißen? Die Eselinn. Wer von beyden hat zuerst geschryen? Die Eselinn. Wer hat ihn gereizt, der Gärtnerinn zu folgen? Die Eselinn. Wer konnte endlich diese Unordnung verhindern? Die Frau Leclerc. Sie und ihre Eselinn sind die einzigen Strafbaren. Wußte sie hiernächst nicht die Unmäßigkeit ihrer Eselinn? Sie konnte, sie mußte dabey vorsichtig seyn. Nun sagt das Gesetz: Si quadrupes pauperiem fecisse dicatur: dieß bedeutet in der gegenwärtigen Sache: **Wenn ein Thier irgend einen Schaden gethan hat.** Und weiter: Si alia quadrupes aliam concitavit, vt damnum daret, eius quae concitavit nomine agendum erit. Dieß muß man so übersetzen: **Wenn ein Thier ein anderes verführt hat, so muß man sich an den Herrn des verführenden Thiers halten.** Der Esel ist von der Eselinn verführt worden. Die Frau Leclerc ist es also, die die Schadloshaltung und Unkosten zu bezahlen schuldig ist.

Aber was ist es nöthig, Gesetze zu citiren, wenn wir in unsrer Tasche eine siegende Schrift zur Beschämung des Betrugs haben. Diese ist das Zeugniß des Geistlichen und der vornehmsten Einwohner des Kirchspiels zu Van-

vres, zum Besten des Esels Ferrons. Man hat vorher gesagt, daß er das sanftmüthigste und friedfertigste Thier sey, das man jemals gesehen hat. Wird man an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln, wenn man sie so authentisch bestätiget findet *)

Man wird durch das bloße Lesen dieser Bescheinigung versucht, zu glauben, daß sie einem Kirchenvorsteher, einem guten Pfarrkinde gegeben sey. Er ist der erste, dessen Sitten und gute Aufführung ernsthafte und angesehene Personen bezeuget haben. Die Redlichkeit dieser Zeugen ist hier von einem großen Gewicht, und kann nicht verdächtig seyn. Niemand, sagen sie, **hat ihn als boshaft gekannt, und er hat niemals jemand beleidiget.** Der Esel ist von Natur gut und geduldig; er wird nicht boshaft, widerspenstig und eigensinnig, als wenn er alt wird, oder wenn man ihm übel begegnet. **). Durch welche grausame Prüfung ist nun der Esel Ferrons gegangen? Welche Begegnungen hat er nicht ausgestanden, und dennoch seinen sanftmüthigen und friedfertigen Charakter behalten. Man **hat ihn niemals als boshaft gekannt.** Niemals boshaft! Welch ein Lob! wie wenig Leute, die in guter Gesellschaft leben, verdienen es! Da man darinn so viel Esel antrifft, die sich einen Ruhm aus der Bosheit machen, indem sie sich zu Tyrannen der Gesellschaft machen, die sie besuchen, und wo man sie verabscheuet, indem man sie, aus Furcht, gebissen zu werden, liebkoset.

*) Man sehe die Bescheinigung am Ende der vorigen Schrift.

**) Büffons natürliche Geschichte 4ter Th.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0138
DFG

koset. Woher entstehen die ewigen Zänkereyen, die verhaßten Unhöflichkeiten, die beleidigende Erzählungen, die grausamen Scherze, die bittern Verläumdungen, die ungerechten Nachreden, die Feindseligkeiten, der eingewurzelte Haß; woher entstehen alle Uebel, die die besten Gesellschaften verderben, sonst, als von einem boshaften Mann, oder von einer boshaften Frau, die man in dieselbe aufnimmt? Wie weit entfernt ist Ferrons Esel davon, solche Vorwürfe zu verdienen! Er besuchte täglich die Wiesen mit seinen Gefährten; er liebkosete sie, war von ihnen geliebt, lebte mit ihnen in dem besten Verständniß, und überließ ihnen sogar die Disteln, die er gewählt hatte. Er war oft, wie man leicht glauben kann, Zeuge von verliebten Auftritten, von Eifersuchten, Streitigkeiten und Treulosigkeiten; dann entfernte er sich mit bescheidener Klugheit und suchte einsam ruhig seine Nahrung. Mit einem Wort, er brachte ein redliches und aufrichtiges Herz, Klugheit, Sanftmuth und Heiterkeit; einen folgsamen, einfältigen und bescheidenen Geist in die Gesellschaft; und dieses hat ihm das ruhmvolle Zeugniß seines Pfarrers verschafft.

Wir wollen fortfahren, die Ausdrücke desselben zu erwägen. Kein Einwohner hat sich jemals darüber beklagt oder gehöret, daß er boshafte Dinge im Lande gethan habe. Keine Klage von irgend einer Art: Wenn er auch nur dieses Zeugniß hätte, so wäre es zureichend, die Verläumdungen der Frau Leclerc zu zernichten. Aber das, was in der Bescheinigung hinzugesetzt wird, macht sein Lob voll-

kommen. Man hat nicht einmal sagen hören, daß er jemals boshafte Dinge im Lande gethan habe, seit zehn Jahren, da er darinnen bekannt ist. So sind seine vorherigen sowohl, als itzigen guten Sitten außer allem Angriff. Denn, was will das sagen, er hat keine boshafte Dinge im Lande gethan? Nichts anders, als daß der Esel Ferrons nicht den Eselinnen seiner Nachbaren nachlief, daß er nicht, ob er gleich jung und muthig war, dem unmäßigen und lüderlichen Leben ergeben war, daß er die frechen Eselinnen flohe und verabscheuete, die ihre wollüstigen Blicke auf den Gegenstand ihrer Begierden heften, daß er endlich nicht diejenigen verführte, deren Unschuld von der Schamhaftigkeit, Anständigkeit und der glücklichen Unerfahrenheit des Bösen beschirmet wurde. Dieses haben der Pfarrer und die Einwohner durch den Ausdruck boshafte Dinge anzeigen wollen. War dieß das Verhalten eines Tages? Nein. Die Heucheley hatte keinen Theil daran. Der Esel Ferrons war seit zehen Jahren im Dorfe bekannt. Braucht man einen stärkern Beweis wider die Frau Leclerc? In der That, würde der Esel Ferrons zehn Jahre gewartet haben, um seinen Charakter sichtbar zu machen? Sollte er mit einem Mal ein Zänker, lüderlich, ja sogar ein Mörder geworden seyn? Man weis, daß es nur die geringste Gelegenheit braucht, um die reinste Tugend wankend zu machen; fällt sie aber darum? Die Stufen, die zum Laster führen, werden nur von natürlich lasterhaften und heuchlerischen Seelen ohne Mühe überschritten. Kurz, die Frau Leclerc ist mit ihrer Klage

nicht

nicht zu hören, und man muß eher den weisen Einwohnern glauben, die so rechtskräftig bezeugen, daß der Esel Ferrons ein Thier sey, welches unfähig ist, jemand zu beleidigen und boshafte Dinge zu thun.

Weil die Sitten itzt so verderbt sind, daß die meisten Frauenzimmer ohne Schaam, und die Mannspersonen ohne Zurückhaltung sind; weil das Laster mit erhobenem Gesicht frech einher gehet, indem die verläumdete oder lächerlich gemachte Tugend sich nicht zu zeigen wagt; weil die Unwissenheit dem Verdienst und der Wissenschaft die Stellen, und die Belohnungen raubt, die man ihnen schuldig ist; weil ein übertriebener Luxus mit einem betrügerischen Glanz den Abgrund bedecket, von welchem das schnelle und oft strafbare Glück so vieler Personen oft so bald verschlungen wird; weil endlich eine neue Philosophie sich bemühet, in unserm Herzen und Verstande die Fackel der alten Weisheit auszulöschen, und weil die Verderbniß der Städte sich schon seit langer Zeit über das Land ergießet: will darum die Frau Leclerc glauben, daß alles in der Natur böse geworden sey? Soll sie von dem Esel Ferrons eben ein solches Urtheil fällen, als sie von den Menschen ihrer Zeit fällt? Sie wisse wenigstens, daß, wenn die Vernunft von Tage zu Tage bey den Menschen finsterer wird, der Instinkt der Thiere immer derselbe ist. Die Frau Leclerc greift also vergeblich den guten Namen des Esels Ferrons an, welcher noch, ohne die unwillkührliche That, die er begangen hat,

und die man nicht anders, als ein Werk der Fatalität ansehen kann, unverletzt seyn würde.

Was die Foderung der acht Groschen täglich für den Unterhalt des Esels betrifft, die Leclerc verlanget, so fällt sie von sich selbst weg. Warum behielt er ihn?

Man schmeichelt sich, die Umstände mit der genauesten Richtigkeit, und die Entscheidungsgründe so umständlich, als es die Sache verdient, vorgetragen zu haben. Das Publikum muß darüber den Ausspruch thun; sein Urtheil sey, wie es wolle, es wird immer billig seyn.

Ridiculum acri
Fortius et melius magnasque plerumque secat res.

Horat. Serm. lib. I. sat. 10.

V. Pig=

V.

Pigmalion.

Eine prosaische lyrische Scene,

von

J. J. Roußeau.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0143
DFG

V.

Pigmalion.

Eine prosaische lyrische Scene.

Das Theater stellet eines Bildhauers Werkstätte vor. An den Seiten siehet man Blöcke von Marmor, Groupen, unvollendete Statüen. In der Tiefe ist eine andere Statüe, die unter einem mit Fransen und Guirlanden geschmückten Pavillon von leichtem und glänzendem Zeuge stehet ꝛc.

Pigmalion, welcher sitzt und sich auf den Ellenbogen stützt, zeigt in seiner ganzen Stellung Unruhe und Traurigkeit Er steht hierauf mit einem mal auf, nimmt sein Werkzeug, thut einige Schläge mit seinem Meisel auf einige seiner angefangenen Statüen, tritt wieder zurück, und betrachtet sie mit einem unzufriedenen und muthlosen Blick.

Pigmalion.

Hier ist weder Seele, noch Leben... Es ist nichts als Stein... Niemals werde ich aus diesem allen etwas machen... O mein Genie, wo bist du?..

Mein

Mein Talent, was ist aus dir geworden?... Mein ganzes Feuer erlischt; meine Einbildungskraft ist zu Eis geworden; der Marmor geht kalt aus meinen Händen hervor... Pigmalion, mache nicht mehr Götter; du bist nur ein gemeiner Künstler!.. Verächtliche Werkzeuge, die ihr nicht mehr die Werkzeuge meines Ruhms seyd, fort, entehret nicht meine Hand. (Er wirft sein Werkzeug mit Unwillen von sich; hierauf geht er mit in einander geschlagenen Armen einige Zeit nachdenkend herum.)

Was ist aus mir geworden? Welche sonderbare Veränderung ist in mir vorgegangen!.. Tirus, reiche und prächtige Stadt, die Denkmaale der Künste, wovon du glänzest, ziehen mich nicht mehr an sich; ich habe den Geschmack, sie zu bewundern, verloren. Der Umgang mit Künstlern und Philosophen wird mir zum Ekel; der Umgang mit Malern und Dichtern ist ohne Reize für mich; Lob und Ruhm erheben nicht mehr meine Seele; die Lobeserhebungen derer, die die Nachwelt noch loben wird, rühren mich nicht mehr; die Freundschaft selbst hat für mich ihre Reizungen verloren.

Und ihr, ihr jungen Gegenstände, ihr Meisterstücke der Natur, die meine Kunst nachzuahmen wagte, und zu denen mich die Vergnügungen unaufhörlich zogen; ihr, meine reizenden Muster, die ihr mich zugleich mit dem Feuer der Liebe und des Genies entzündetet; seitdem ich euch übertroffen habe, seyd ihr mir alle gleichgültig. (Er setzt sich nieder und betrachtet alles, was um ihn ist.)

In

In dieser Werkstätte durch eine unbegreifliche Bezauberung zurück gehalten, kann ich nichts thun, kann mich nicht aus ihr entfernen... Ich irre von Groupe zu Groupe, von Figur zu Figur. Mein schwacher, ungewisser Meisel erkennet seinen Führer nicht mehr. Diese rohen Werke, die nichts als furchtsame Entwürfe geblieben sind, fühlen nicht mehr die Hand, die sie sonst belebt hätte. (Er stehet mit Ungestüm auf.)

Es ist geschehen, es ist geschehen, ich habe mein Genie verloren... So jung noch!... Ich überlebe mein Talent!... Aber was ist das für eine innerliche Hitze, die mich verzehrt? Was habe ich in mir, das mich zu entzünden scheint? Wie? fühlt man in der Ohnmacht eines erloschenen Genies, diese Aufwallungen, diesen Ungestüm heftiger Leidenschaften, diese unübersteigliche Unruhe, diese geheime Bewegung, die mich martert, und deren Ursache ich nicht entwickeln kann? Ich habe gefürchtet, daß die Bewunderung meines eigenen Werks die Zerstreuung, die ich zu meinen Arbeiten brachte, erregte; ich habe es unter einer Decke verborgen. Meine unheiligen Hände haben dieses Denkmaal ihres Ruhms zu bedecken gewagt. Seitdem ich es nicht mehr sehe, bin ich trauriger und bin nicht aufmerksamer.

Wie werth wird es mir seyn, wie kostbar wird es mir seyn, dieß unsterbliche Werk! Wenn mein erloschener Geist nichts großes, nichts schönes, nichts meiner würdig mehr hervorbringen wird, so will ich meine Galathee zeigen und sagen: Sehet, dieß machte ehemals Pigmalion. O meine Galathee, wenn ich alles

les werde verloren haben, so wirst du mir übrig bleiben, und ich werde zufrieden seyn. (Er nähert sich dem Pavillon, tritt hernach wieder zurück, gehet, kömmt und bleibt oft, indem er ihn seufzend ansieht, stehen.)

Aber, warum verberge ich sie? Was gewinne ich dabey? Warum soll ich, bey meinem Müßiggang, mir das Vergnügen rauben, das schönste meiner Werke zu betrachten? Vielleicht ist noch ein Fehler daran, den ich nicht bemerkt habe; vielleicht werde ich noch zu ihrem Schmuck einige Zierde hinzusetzen können. Keine nur ersinnliche Anmuth muß einem so reizenden Gegenstand fehlen. Vielleicht wird dieser Gegenstand meine matte Einbildungkraft wieder beleben. Ich muß ihn wieder sehen, ihn von neuem untersuchen. Was sage ich? Ach! ich habe ihn noch nicht untersucht; ich habe bisher nichts gethan, als ihn bewundert. (Er gehet hin, die Decke aufzuheben, und läßt sie wieder, als vor Schrecken, niederfallen.)

Ich weiß nicht, welche Bewegung ich empfinde, da ich diese Decke berühre. Ein Schrecken überfällt mich; ich glaube, das Heiligthum einer Gottheit zu berühren... Unsinniger!... es ist ein Stein; es ist dein Werk. Was liegt daran. Man dienet den Göttern in unsern Tempeln, die von keiner andern Materie und von keiner andern Hand gemacht sind. (Er hebt die Decke zitternd auf, und fällt vor der Statüe Galathee nieder, welche auf einen sehr kleinen Piedestal stehet, das aber durch einen marmornen Fußtritt erhöhet ist, der aus einigen halb zirkelförmigen Stufen gemacht ist.)

O Ga-

O Galathee! nimm mein Opfer an! Ja, ich betrog mich; ich wollte dich zur Nymphe machen, und ich habe dich zur Göttinn gemacht. Venus selbst ist weniger schön, als du.

Eitelkeit! Menschliche Schwachheit! ich kann nicht ermüden, mein Werk zu bewundern; ich bin trunken von Eigenliebe: ich bete mich in dem an, was ich gemacht habe; nein, niemals erschien etwas so schönes in der Natur; ich habe das Werk der Götter übertroffen.

Wie? So viel Schönheiten kommen aus meinen Händen? Meine Hände haben sie also berührt? ... Mein Mund konnte also ... Pigmalion ... Ich sehe einen Fehler. Dieses Kleid bedeckt das Nackende zu sehr; man muß es weiter ausschneiden; die Reizungen, die es verheelt, müssen besser angekündiget seyn. (Er nimmt einen Schlägel und seinen Meissel, nähert sich langsam, steigt wankend die Stufen zur Statüe hinauf, die er nicht zu berühren scheint. Endlich, da der Meissel schon aufgehoben ist, hält er ein.)

Welch Zittern! welche Unruhe! Ich halte den Meissel mit einer unsichern Hand... Ich kann nicht, ich wage es nicht, ich würde alles verderben. (Er faßt Muth, legt endlich den Meissel an und thut damit einen Stoß; voll Schrecken läßt er ihn fallen, und stößt ein großes Geschrey aus.)

Ihr Götter! ich fühle, daß das klopfende Fleisch den Meissel zurück stößt! (Er steigt zitternd und verwirrt herunter.)

Leeres Schrecken! Thörichte Verblendung! Nein, ich will sie nicht mehr berühren. Die Götter schre-

ecken mich; ohne Zweifel ist sie schon zu ihrem Range eingeweihet. (Er betrachtet sie von neuem.)

Was willst du ändern? Siehe, welche neue Reize willst du ihr geben? Ach! Ihre Vollkommenheit ist es, die ihren Fehler macht. Göttliche Galathee, wenn du weniger vollkommen wärest, so würde dir nichts fehlen. (Zärtlich.) Aber es fehlt dir eine Seele; deine Gestalt kann ihrer nicht entbehren. (Mit noch mehr Zärtlichkeit.) Wie schön muß die Seele seyn, die gemacht ist, einen solchen Körper zu beleben! (Er bleibt lange stehen; hernach geht er zurück, setzt sich und sagt mit einer schwachen und veränderten Stimme:)

Welche Wünsche wagte ich zu thun! Welche unsinnige Wünsche! was empfinde ich? O Himmel. Die Decke der Verblendung fällt nieder, und ich wage es nicht, in mein Herz zu sehen. Ich würde zu viel Ursache haben, darüber unwillig zu seyn. (Er macht eine lange Pause, in einem tiefen unruhigen Nachdenken.)

Das ist also die edle Leidenschaft, die mich verwirret? Es ist also, es ist also dieses leblosen Gegenstandes wegen, daß ich nicht von hier wegzugehen wage? Ein Marmor, ein Stein, eine unförmliche und harte Masse, mit diesem Eisen gearbeitet... Unsinniger! Gehe in dich selbst, seufze über dich, siehe deinen Irrthum, siehe deine Thorheit... Aber nein... (Heftig) Nein, ich habe nicht den Verstand verloren; nein, ich schweife nicht aus. Nicht von diesem todten Marmor bin ich eingenommen; sondern von einem lebendigen Wesen, das ihm ähnlich ist; von der Gestalt, die er meinen Augen zeigt. An welchem Ort ich auch seyn mag, wird diese anbetungswürdige Gestalt, welcher Körper sie auch besitzt, welche

Hand

Hand sie auch gebildet hat, alle Gelübde meines Herzens haben. Ja, meine einzige Thorheit ist, daß ich ihre Schönheit unterscheide; mein einziges Verbrechen ist, daß ich dadurch gerührt werde. Hierinn ist nichts, darüber ich erröthen darf... (Weniger lebhaft, aber immer mit Leidenschaft.) Welche feurige Pfeile scheinen aus diesem Gegenstande hervorzugehen, meine Sinne zu entzünden, und mit meiner Seele zu ihrer Quelle zurück zu kehren! Ach! Er bleibt unbeweglich und kalt, da mein für seine Reize entzündetes Herz meinen Körper zu verlassen wünschte, um den seinigen zu erwärmen. Ich glaube in meinem Unsinn meine Seele aus mir selbst ergießen zu können: ich glaube, ihm mein Leben geben und ihn mit meiner Seele beseelen zu können. Ach! Pigmalion sterbe, um in Galatheen zu leben! Was sage ich! O Himmel! wenn ich sie wäre, so würde ich sie nicht sehen, ich würde nicht mehr seyn, der sie belebet! Nein, meine Galathee lebe, und ich sey nicht sie! Ach, ich sey immer ein anderer, um immer sie seyn zu wollen, sie zu sehen, sie zu lieben und von ihr geliebt zu werden. (Mit Ungestüm) Quaalen, Wünsche, Begierden, ohnmächtige Wuth, schreckliche Liebe, verderbliche Liebe... O die ganze Hölle ist in meiner unruhigen Seele! Mächtige Götter, wohlthätige Götter, Götter des Volks, die ihr die Leidenschaften der Menschen kennet, ach, ihr habt so viele Wunder geringerer Ursachen wegen gethan! Sehet diesen Gegenstand, sehet mein Herz, seyd gerecht, und verdienet eure Altäre. (Mit einem pathetischern Enthusiasmus.) Und du, erhabenes Wesen, welches du dich den Sinnen verbirgest und den Herzen fühlbar machst;

Seele der Welt, Quelle alles Daseyns; du, durch die die Liebe die Harmonie den Elementen, das Leben der Materie, die Empfindung den Körpern und die Form allen Wesen giebt; heiliges Feuer, himmlische Venus, durch welche alles erhalten und hervor gebracht wird, ach, wo ist dein Gleichgewicht, wo ist deine ausdehnende Kraft, wo ist das Gesetz der Natur in der Empfindung, die ich erfahre? Wo ist deine lebendigmachende Wärme, in der Nichtigkeit meiner Begierden? Alle deine Feuer sind in meinem Herzen concentrirt, und die Kälte des Todes behält dieser Marmor. Ich sterbe durch die übermäßige Größe des Lebens, das ihm fehlt. Ach! ich erwarte kein Wunder; es existirt, es muß aufhören; die Ordnung ist gestöhrt; die Natur ist beleidiget. Gieb ihren Gesetzen ihre Herrschaft wieder; stelle ihren wohlthätigen Lauf wieder her, und gieß deinen göttlichen Einfluß auf eine gleichförmige Art aus. Ja, zwey Wesen mangelt es an der Vollständigkeit der Dinge: theile unter sie die brennende Hitze, die das eine verzehrt, ohne das andere zu beleben. Du bildetest durch deine Hand diese Reizungen und diese Züge, die nur Leben und Empfindung erwarten; gieb ihnen die Hälfte des meinigen, gieb alles, wenn es seyn muß; es wird für mich genug seyn, in ihnen zu leben. O du, die du die Opfer der Menschen mit Lächeln anzunehmen würdigest, was nichts fühlt, ehret dich nicht; erweitre deinen Ruhm mit deinen Werken. Göttinn der Schönheit, verschone die Natur mit dieser Beleidigung; daß ein so vollkommenes Muster das Bild dessen sey, was nicht ist! (Er kömmt zu ihr Schritt vor Schritt, mit einer zuversichtlichen und freudigen Bewegung.)

Ich

Ich bekomme meine Sinne wieder; welch eine unerwartete Stille! Welch ein unverhoffter Muth belebet mich wieder! Ein tödtliches Fieber entzündete mein Blut. Ein Balsam von Vertrauen und Hofnung fließt in meinen Adern. Ich glaube zu fühlen, daß ich wieder zu leben anfange. So dient oft die Empfindung unsrer Abhängigkeit zu unserm Trost; die Sterblichen mögen noch so unglücklich seyn, wenn sie die Götter angerufen haben, so sind sie ruhiger; aber diese ungerechte Standhaftigkeit betrügt diejenigen, welche unvernünftige Wünsche thun. Ach! in dem Zustande, worinnen ich bin, ruffet man alles an und nichts höret uns. Die Hofnung, die uns betrügt, ist unsinniger, als die Begierden. Beschämt durch so viele Annehmlichkeiten, wage ich es nicht mehr, die Ursache derselben zu betrachten. Wenn ich die Augen auf diesen für mich unglücklichen Gegenstand richte, so fühle ich eine neue Unruhe, ein Herzklopfen erstücket mich, ein geheimes Schrecken hält mich zurück. (Mit einer bittern Ironie) Ach, siehe Unglücklicher! Werde unverzagt! Wage es, meine Statüe mit unverwandten Augen anzusehen. (Er siehet sie sich beleben, und wendet sich weg, voll Erstaunen und mit einem mit Schmerz erfüllten Herzen.)

Was habe ich gesehen, o Götter? Was habe ich geglaubt zu sehen? Das Colorit des Fleisches, ein Feuer in ihren Augen, sogar Bewegungen. Es war nicht genug, das Wunder zu hoffen; mein Elend vollkommen zu machen, habe ich es endlich gesehen. (In höchsten Unmuth) Unglücklicher! es ist also geschehen? dein Unsinn ist bis zum höchsten Grad gestiegen. Deine Vernunft verläßt dich, so, wie dein Genie. Bedaure sie nicht, o Pigmalion! ihr Verlust wird ihre Schande bedecken. (Mit

einem lebhaften Unwillen) Es ist ein zu großes Glück für den Liebhaber eines Steins, wenn er ein Mensch wird, der Erscheinungen sieht. (Er wendet sich wieder zur Statüe und siehet, daß sie sich beweget und selbst die Stufen herab steiget, auf welchen er auf das Piedestal gestiegen ist; er wirft sich auf die Knie, und hebt Hände und Augen gen Himmel.)

Unsterbliche Götter!... Venus!... Galathee!... Verblendung einer rasenden Liebe!...

Galathee faßt sich an und sagt: Ich.

Pigmalion außer sich: Ich?

Galathee faßt sich wieder an: Ich bin es?

Pigmalion. Entzückende Verblendung, die du bis zu meinen Ohren dringst, ach! verlaß niemals meine Sinne.

Galathee thut einige Schritte und berühret einen Marmor: Dieß ist nicht ich.

(Pigmalion in einer Bewegung, einer Entzückung, die er kaum zurück halten kann, folgt allen ihren Bewegungen, höret sie, beobachtet sie mit einer begierigen Aufmerksamkeit, die ihm kaum Othem zu holen erlaubt.)

(Galathee nähert sich ihm und betrachtet ihn. Er erhebt sich plötzlich, streckt ihr die Arme entgegen, und siehet sie mit Entzückung an. Sie legt eine Hand auf ihn. Er zittert, nimmt diese Hand, legt sie auf sein Herz und bedeckt sie hernach mit heissen Küssen.)

Galathee mit einem Seufzer: Ach! das ist auch ich.

Pigmalion. Ja, lieber und reizender Gegenstand. Ja, würdiges Meisterstück meiner Hände, meines Herzens und der Götter. Du bist es, du bist es allein. Ich habe dir mein ganzes Seyn gegeben: Ich werde nicht mehr leben, als für dich.

Ende der ersten Sammlung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0154
DFG

Innhalt:

I. Geschichte des Erasmus. Aus der Histoire des philosophes modernes par M. Saverien.

II. Dramatisches Gespräch. Unter den hinterlassenen Handschriften eines Freundes gefunden.

III. Die Königinn Wunderlich. Ein Mährchen von J. J. Roußeau.

IV. Eine gerichtliche Streitigkeit wegen eines Esels. Aus den Causes amusantes et connues.

I. Vertheidigungsschrift für Jacob Ferron wider Peter Leclerc.

II. Eine andere Vertheidigungsschrift für den Esel Ferrons wider die Eselinn des Leclerc.

V. Pigmalion von J. J. Roußeau.

so dachte
darüber,
de. Be
schlechts
leicht in
was in d
sie keine
heelen, s
Königinn
hatte,
so heftige
stand, da
war so sch
heit wied
würde der
nigs und
wenn die

Aber
heit war
niginn da
machte,
Schwester
betete, ze
ter, die s
stände ge
als die ei
wurden h
niginn kor
seine Toch

Kummer, den der König
Sohn hätte, empfinden wür-
elche der Geist ihres Ge-
aften, die sie als Fee besaß,
lehrten, sahe sogleich ein,
Königinn vorgieng, und da
e, ihr die Wahrheit zu ver-
gen Prinz bringen. Da die
Bestürzung wieder erholet
ittel so lustig, daß sie in ein
brach, welches in dem Zu-
efand, gefährlich war. Sie
e so viel Mühe, ihre Gesund-
und der lebhafteste Schmerz
eude in dem Herzen des Kö-
rn der Hofleute gefolgt seyn,
hr Leben gut gesagt hätte.

ste in dieser ganzen Begeben-
heime Kummer, den die Kö-
ß sie ihren Gemahl gequält,
en Prinzen mehr, als seine
König, der die Königinn an-
zügliche Liebe gegen die Toch-
e. Die auf andere Gegen-
sungen, die diese Eheleute,
Art, sich einander machten,
ner Geschmack, und die Kö-
ren Sohn, als der König

Dieser

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No. 306 DS 16000 UB Rostock
Patch Reference numbers on UTT
C1 B1 A1 C2 B2 A2 B5 A5 20 18 17 16 11
10 09 03 02 01 C7 B7 A7 C8 B8 A8 C9 B9
the scale towards document

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1726562840/phys_0159
DFG